

# VEREIN **AKTIVES** MUSEUM

Faschismus und Widerstand in Berlin

## Mitgliederrundbrief Nr. 47

Juni 2002



Foto: Martin Schönfeld

## ZWANGSARBEITER-GEDENKORTE

Das Ostarbeiter-Mahnmal Schöneberg Pallasstraße im Aufbau

Geschäfts- und Dokumentationsstelle: Chausseestraße 8, 10115 Berlin  
Telefon und FAX 030/2815198

<http://www.aktives-museum.de>; e-mail: [info@aktives-museum.de](mailto:info@aktives-museum.de)  
Konto 610012282 bei der Berliner Sparkasse BLZ 100 500 00

## INHALTSVERZEICHNIS

|  |       |
|--|-------|
| Martin Schönfeld: Von der Abwesenheit der Opfer zu einer späten Erinnerung – Denkmale für Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter in Berlin               | S. 4  |
| Martin Schönfeld: Liste der Denkmale, Gedenksteine und Gedenktafeln für Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter in Berlin                                 | S. 24 |
| Open Air Ausstellung "Verschwundene Orte" im Prenzlauer Berg   | S. 26 |
| Sommerprogramm zur NS-Zwangsarbeit   | S. 27 |
| Die Open Air Ausstellung Coexistence in Berlin   | S. 30 |
| Der Blick des anderen – Museumsleiter Raphie Etgar über die Ausstellung "Coexistence", Der Tagesspiegel 8.6.2002   | S. 31 |
| Christina Tilmann: Der Traum vom Frieden – Die internationale Plakatausstellung "Coexistence" macht Station in Berlin, Der Tagesspiegel 12.6.2002        | S. 32 |
| Der Plakatwettbewerb Coexistence der Universität der Künste Berlin   | S. 34 |
| Christine Fischer-Defoy: Zur Ausstellungseröffnung Haymatloz in der VHS Hannover, 13.5.2002  | S. 36 |
| Die Türken haben uns eine Lektion in Menschlichkeit erteilt, Hürriyet 15.5.2002  | S. 39 |
| Sabine Hillebrecht: Kemal Bozay: Exil Türkei. Ein Forschungsbeitrag (Rezension)  | S. 41 |
| Matthias Hass: Die Ausstellung „Holocaust“ im Deutschen Historischen Museum  | S. 42 |
| Christine Fischer-Defoy: Verdienstkreuz, auch fürs Aktive Museum – Auszeichnung für Gerhard Schoenberger   | S. 45 |
| Christine Fischer-Defoy: Ernst Busch winkte ihm nach – Zum 100. Geburtstag des Malers Erwin Graumann   | S. 45 |
| Evelyn Roll: Wirrer Lebenslauf – Der frühere Anwalt und RAF-Unterstützer Klaus Croissant ist 71jährig in Berlin gestorben, Süddeutsche Zeitung 30.3.2002 | S. 46 |
| Gedenkstättenseminar Nordbayern, Donnerstag, 29. August bis Sonntag, 1. September 2002   | S. 47 |

Redaktion: Martin Schönfeld

## Liebe Mitglieder, liebe Freundinnen und Freunde

Am 10. Juni 2002 wurde im Berliner Stadtzentrum, direkt am historischen Reichstagsgebäude auf dem Platz der Republik und entlang der Scheidemannstraße, die Open Air Ausstellung "Co-existence" des Museum on the Seam (Museum auf der Naht) eröffnet. Das Aktive Museum hat die Präsentation dieser internationalen Plakat-Ausstellung in Berlin seit Jahresanfang 2001 unterstützt und kooperierend vorbereitet. Das Jerusalemer Museum on the Seam wurde von dem früheren Jerusalemer Bürgermeister Teddy Kollek zusammen mit anderen gegründet. Es liegt genau auf der "Naht"stelle zwischen Ost- und West-Jerusalem. Das Museum beabsichtigt, das friedliche Zusammenleben von Menschen verschiedener Herkunft, gegenseitigen Respekt, Toleranz und den Dialog zwischen den Kulturen zu fördern. Vor zwei Jahren schrieb es einen internationalen Plakatwettbewerb zu dem Thema "Coexistence" aus. Die besten dieser eingängigen Plakatsmotive werden seitdem in einer Wanderausstellung im öffentlichen Stadtraum gezeigt. Bisherige Ausstellungsstationen waren Jerusalem, Belfast, Luxemburg, Sarajewo und Bern. Nach Berlin, wo die Ausstellung noch bis zum 10. Juli am Reichstagsgebäude zu sehen ist, wird sie in Kopenhagen, Stockholm, Amsterdam, Johannesburg und Kapstadt präsentiert. Das Aktive Museum unterstützte nicht nur das Ausstellungs-Projekt als solches, sondern beteiligte sich auch an der Vorbereitung eines "Coexistence"-Plakatwettbewerbes an der Universität der Künste Berlin und an einem thematischen Filmprogramm, das noch bis zum 10. Juli im Kino Arsenal (Filmhaus Potsdamer Straße 2) zu sehen ist.

Zwar nicht Open Air, aber doch auch eine Wanderausstellung ist die historische Dokumentation "Haymatloz – Exil in der Türkei 1933-1945", die das Aktive Museum 1998 bis 2000 erarbeitet hatte. Bereits seit zwei Jahren befindet sie sich nun auf einer Tournee durch die Bundesrepublik Deutschland. Die Eröffnung der Ausstellung in der Volkshochschule Hannover am 13. Mai 2002 übernahm der Ministerpräsident des Landes Niedersachsen, Sigmar Gabriel, persönlich. Für das Aktive Museum sprach Christine Fischer-Defoy.

An ihrem nächsten Präsentationsort Gütersloh wird die Ausstellung "Haymatloz" am 23. Juni 2002 eröffnet. Zum Jahresanfang 2003 schließt sich eine weitere Ausstellungsstation in Regensburg an.

Besonders nachdrücklich möchten wir unsere Mitglieder und Freunde auf das **Gedenkstätten-Seminar Nordbayern** hinweisen, das **Ende August 2002** vom Aktiven Museum zusammen mit der Franken-Akademie Schloß Schney durchgeführt wird. In drei thematischen Schwerpunkten werden Dokumentationszentren zum Landjudentum Obermain, zum KZ Flossenbürg und zum Reichsparteitagsgelände Nürnberg besichtigt und mit den Gedenkstättenmitarbeitern vor Ort diskutiert. Je nach Teilnehmerzahl, Unterbringungsform und Anreiseart wird der Preis pro Person ab ungefähr Euro 115 liegen. Die Mindestteilnehmerzahl beträgt 20.

Zum 55. Mal jährt sich am 21. August 2002 die Rückkehr von 295 deutschsprachigen Shanghai-Flüchtlingen nach Berlin. Der Arbeitskreis Exil in Shanghai und China im Aktiven Museum bereitet für den Jahrestag eine kleine Gedenkveranstaltung vor.

Zum vierten Mal jährte sich in diesem Frühjahr bereits die Einstellung der Bauarbeiten für das Dokumentationszentrum *Topographie des Terrors* auf dem Gestapo-Gelände. Anlässlich dieses Jahrestages informierten wir die Presse über den Fortbestand dieser so symbolträchtigen Bau-ruine. Nach dem Bankrott einer der beteiligten Baufirmen ist mit einer Wiederaufnahme der Bauarbeiten wohl erst zum fünften Jahrestag des Baustopps zu rechnen. Wir werden dies gebührend dokumentieren.

Mit unserem Rundbrief erinnern wir an Klaus Croissant, der 1989 bis 1991 dem Vorstand des Aktiven Museums angehörte. Klaus Croissant starb am 27. März 2002.

## VON DER ABWESENHEIT DER OPFER ZU EINER SPÄTEN ERINNERUNG

### Denkmale für Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter in Berlin

#### 1. DIE OFFIZIELLE ERINNERUNG

In der öffentlichen Gedenkkultur der deutschen Nachkriegsgesellschaft nahm die Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus einen zunehmend festeren Platz ein. Sowohl in Ost- wie in Westdeutschland war das Gedenken in offizielle Rituale eingebunden. In der Auswahl ihrer Gedenkanklässe trafen beide deutschen Staaten sehr bewusst unterschiedliche Entscheidungen: Während man sich im Osten auf den kommunistischen Widerstand als Legitimation des eigenen Staatssystems der DDR konzentrierte, stand im Westen Deutschlands über lange Zeit die Erinnerung an den militärischen Widerstand des 20. Juli 1944 im Vordergrund. Erst im Laufe der 1960er Jahre rückten auch die jüdischen Opfer des Nationalsozialismus ins Blickfeld der westdeutschen Gesellschaft, eine Entwicklung, die sich in der DDR besonders Ende der 1980er Jahre vollzog. Im Zuge einer breiten wissenschaftlichen Aufarbeitung der Geschichte des Nationalsozialismus seit Ende der 1970er Jahre wurde das öffentliche Bewusstsein für die Orte der Verfolgung geschärft. Aus den damit verbundenen Bildungs- und Diskussionsprozessen gingen Mahnmale, Gedenksteine und Gedenktafeln hervor. Sie kennzeichnen jene Orte, die mit der Geschichte des Nationalsozialismus und mit den Opfern des Regimes verbunden sind. Bis zum Jahresende 2001 wurden in Berlin allein 650 Gedenk- und Erinnerungstafeln für Opfer des Nationalsozialismus, für Verfolgte, die vor dem Regime flüchteten und an Orten der Verfolgung und der Täterschaft angebracht. (1) Damit sind die Verbrechen des Nationalsozialismus und die Erinnerung an seine Opfer in einer nicht nur großen Anzahl, sondern auch in einer bemerkenswerten thematischen Breite im mehr oder weniger öffentlichen Raum kenntlich gemacht. Allerdings finden sich unter den 650 Gedenktafeln nur 15 – das sind 2,3 Prozent der Gedenk- und Erinnerungstafeln für NS-Verfolgte und Orte zur NS-Geschichte –, die sich auf Zwangsarbeiter und das nationalsozialistische Arbeitslagersystem beziehen. Zählt man noch Gedenksteine, Mahnmale und andere Gedenk-Installationen hinzu, so ergibt sich im Frühjahr 2002 eine Summe von 30 Orten des öffentlichen Zwangsarbeitergedenkens in Berlin. (2) Diese Zahl steht im Missverhältnis zu den vielen Orten, die in Berlin mit der Geschichte der Zwangsarbeit verbunden werden können. Deshalb soll dieser Beitrag nach den Gründen für das seltene Zwangsarbeitergedenken in der deutschen Nachkriegsöffentlichkeit fragen und die Formen dieses Gedenkens thematisieren.

#### 2. DAS KOLLEKTIVE VERGESSEN UND DIE ABWESENHEIT DER OPFER

Schätzungen sprechen davon, dass im Herbst 1944 im gesamten Deutschen Reich 5,5 Millionen zivile Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter beschäftigt waren. In dieser Zahl sind noch nicht die damals ebenfalls in der deutschen Wirtschaft zwangsverpflichteten 2,2 Millionen Kriegsgefangenen enthalten. Zu diesen beiden Zwangsarbeiter-Opfergruppen müssten noch jene Millionen KZ-Häftlinge hinzugezählt werden, die in den Konzentrationslagern, in KZ-Außenlagern oder in Fabriken bei den Konzentrationslagern für die deutsche Industrie und das Deutsche Reich eine Arbeit leisten mussten, die treffender mit dem Wort der "Sklavenarbeit" umschrieben wäre und die physische Vernichtung der Zwangsarbeitenden einkalkulierte. (3) Schließlich wird oft vergessen, dass auch die deutschen Juden seit 1938 in der Industrie Zwangsarbeit leisten mussten, die für viele im Februar 1943 mit der "Fabrik-Aktion" und anschließenden Deportation in die Vernichtungslager endete. Ausländische Juden wurden seit 1944 als Zwangsarbeitskräfte eingesetzt, zuerst in den Fabriken bei den deutschen Vernichtungslagern in Osteuropa und bald auch im Reich und auch in Berliner Betrieben. Der Opferbegriff der Zwangsarbeiter ist somit ein sehr weiter und die Opfergruppen, die unter diesen Begriff fallen, sind heterogen. Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter im NS-Staat waren sowohl die zum Einsatz gepressten und verschleppten Polen und "Ostarbeiter" als auch die KZ-Häftlinge, die aus politischen, rassistischen



oder anderen Gründen inhaftiert waren. Jede der unterschiedlichen Zwangsarbeitergruppen befand sich in einer spezifischen sozialen Situation: Während KZ-Häftlinge auch in der Zwangsarbeit der totalen Gefängnissituation nicht entkamen, konnten sich "Ostarbeiter" oder kriegsgefangene Zwangsarbeiter teilweise frei bewegen. Einige fuhren mit öffentlichen Verkehrsmitteln zur Arbeit, und es kam auch zu Kontakten mit der deutschen Bevölkerung, in wenigen Fällen sogar zu Verbindungen mit oppositionellen Kreisen in den Fabriken. In diesem Sinne erlitten zivile Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter, im NS-Staat auch "Fremdarbeiter" genannt, eine weniger schwere Verfolgung als etwa KZ-Häftlinge und Gestapo-Gefangene des aktiven Widerstandes. Diese standen deshalb im Gedenken an die Verfolgten des Regimes im Vordergrund. Die zivilen Zwangsarbeiter fielen demgegenüber dem Vergessen anheim und aus dem allgemeinen Opfergedenken heraus. Ihre Lebens- und Arbeitssituation beschönigte man dahingehend, dass sie es im Reich besser gehabt hätten als in ihrer Heimat, dabei die große Gefährdung bei Arbeitseinsätzen und ohne Luftschutz ausklammernd. Das völlige Vergessen dieser Opfer überrascht nicht nur wegen der großen Zahl von im Reich und auch in Berlin zur Arbeit gezwungenen Menschen, sondern auch weil die meisten Zeitzeugen – auch die, die damals noch Kinder und Jugendliche waren – sich heute selbstverständlich an Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter, an die bunten Tücher der Russinnen, an die russischen Kriegsgefangenen auf dem Gut von 'Onkel Hans' erinnern können und auch noch wissen, in welchem zum Abriss vorgesehenen Haus an der Hermannstraße die ukrainischen Zwangsarbeiterinnen einquartiert waren. Diese Opfer des NS-Regimes wurden aus der Erinnerung der Täternation auch deshalb verdrängt, weil sie in Konkurrenz zur eigenen Opferwahrnehmung standen. Gleichzeitig manifestiert sich in dieser Ausklammerung das Fortwirken der von den Nationalsozialisten geschürten rassistischen Vorurteile.

Dem Vergessen der Täternation kam die überraschend schnelle Rückkehr der verschleppten Zwangsarbeiter entgegen. Trotz der weitgehend zerstörten Infrastruktur in Deutschland und besonders in den vom Deutschen Reich besetzten Ländern Osteuropas kam es in den ersten Nachkriegsmonaten zu einer raschen "Repatriierung" der meisten der Verschleppten. Die Alliierten hatten sich auf der Konferenz von Jalta (4.-11.2.1945) mit der Frage der Rückführung der Millionen von den Nazis verschleppten Menschen befasst und beschlossen, besonders die sowjetischen Staatsangehörigen so schnell wie möglich in ihre Heimat zurückzuführen. Unter den Millionen Verschleppten hatten die sowjetischen Staatsbürger den größten Anteil von 38 Prozent. (4) Am 9. September 1945 meldete die "Tägliche Rundschau", dass bereits 5,1 Millionen Sowjetbürger in ihre Heimat zurückgebracht worden waren. (5) Viele dieser Zurückkehrenden wurden jedoch in Sonderlagern des sowjetischen Geheimdienstes NKWD verhört und überprüft, und für etliche begann eine erneute Zwangssituation, etwa in sibirischen Arbeitslagern. (6) Denn nicht nur im Täterland wurden Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter lange Zeit nicht als Opfer wahrgenommen. Selbst in der Opfernation standen sie unter dem Generalverdacht der Kollaboration. Bereits wenige Wochen nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion erklärte Stalin die Gefangenschaft zu Desertion und Verrat. (7) Auch die erbärmlichen Lebensbedingungen sowjetischer Kriegsgefangener in Erdhöhlen, bei minimaler Versorgung und ihr völkerrechtswidriger Arbeitseinsatz konnte sie nach ihrer Rückkehr in die Heimat nicht vor dem Kollaborationsverdacht schützen. Weil sie überlebten, schieden sie aus der Opferwahrnehmung der Opfernation aus. Unter Kollaborationsverdacht standen erst recht jene, die zunächst freiwillig für eine Arbeit im "Reich" angeworben wurden, was bald nur noch unter Drohung und durch gewaltsame Verschleppung geschah. Der Makel einer vermeintlichen Arbeit für den Feind schränkte etliche Zurückkehrende in ihren beruflichen und gesellschaftlichen Möglichkeiten ein. Ehemalige Zwangsarbeiter konnten beispielsweise lange Zeit nicht Mitglied in der KPdSU werden. Für Jahrzehnte war es ratsam, die erlittene Verfolgung eher zu verschweigen als zu thematisieren. Nach Stalins Tod lockerte sich die Ausgrenzung allmählich, und im Laufe der 1960er Jahre wuchs das allgemeine Interesse an dem Schicksal von Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern. In den 1980er Jahren konnten frühere zivile Zwangsarbeiter und KZ-Häftlinge eigene Verbände gründen. Ihre offizielle Rehabilitation erfolgte durch einen Erlass des russischen Präsidenten Boris Jelzin 1995. (8) Die Sowjetunion errichtete zwar im Land der Täter etliche Denkmäler, doch wurden diese ausschließlich den im Kriege gefallenen Sowjetbürgern gewidmet, als Grabstätten für die eigenen Kriegstoten und als gleichzeitige Siegesmale über den Feind. Zwangsar-



Frühes Gedenken: Gedenkstein für Opfer der Vereinten Nationen auf dem Parkfriedhof Marzahn aus dem Jahr 1951, nicht mehr erhalten  
Foto Bezirksmuseum Marzahn-Hellersdorf

beiterinnen und Zwangsarbeiter fanden an den sowjetischen Ehrenmalen keine Repräsentanz, auch wenn sie am Standort früherer Zwangsarbeitslager errichtet wurden, wie beispielsweise das Ehrenmal in der Schönholzer Heide (1947-49, Germanenstraße, Berlin-Pankow).

Das Verschweigen der Opfererfahrung von Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbei-

tern wurde durch den Kalten Krieg der Nachkriegsjahrzehnte begünstigt. Eine Reise an den Ort der Zwangsarbeit, um berechtigte Entschädigungsforderungen vorzutragen, war durch die Spannungen zwischen Ost und West nicht möglich. Umso leichter ließ sich dieses Kapitel der Verfolgung im Land der Täter für lange Zeit verleugnen. Erst die Überwindung des Ost-West-Gegensatzes durchbrach die Abwesenheit der Betroffenen und ermöglichte Wiederbegegnungen. Mit der erneuten Präsenz der Opfer im Land der Täter gründeten sich Gedenkinitiativen für Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter. Die Initiative der Opfer selbst ist damit immer noch ein wesentlicher Impuls für das öffentliche Sichtbarmachen von NS-Geschichte.

### 3. PHASEN DES ZWANGSARBEITERGEDENKENS

Eine chronologische Aufstellung der Berliner Denkmale und Gedenktafeln für Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter umfasst 50 Jahre Nachkriegsgeschichte. Nach einer ersten frühen Erinnerungsphase zu Beginn der 1950er Jahre gelangte das Zwangsarbeitergedenken in Berlin besonders seit den 1980er Jahren zu einer breiteren öffentlichen Repräsentanz. Die Geschichte des sich in Denkmälern und Gedenktafeln manifestierenden Berliner Zwangsarbeitergedenkens kann in vier Phasen eingeteilt werden. In ihrer Abfolge verdeutlichen sie die verspätete Rezeption des Themas Zwangsarbeit in der deutschen Öffentlichkeit.

Die ersten Denkmale für Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter wurden zu Beginn der 1950er Jahre auf Friedhöfen errichtet. Sie sind verbunden mit einer würdigen Bestattung der Opfer. In ihrer Form ähneln sie traditionellen Grabsteinen und fügen sich dem üblichen Friedhofsbild ein. Sie entstanden nicht als repräsentative Gedenkort, sondern als Grabmarkierungen und wurden zumeist von Steinbildhauern in direktem Auftrag hergestellt. Das Bundesgräbergesetz legte 1950 – in der Bundesrepublik Deutschland – die Ewigkeit aller Gräber der "Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft" fest. Deshalb wurden durch Umbettungen, auch aus praktischen Gründen, Gräber von ausländischen Opfern – Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter – hinsichtlich ihrer nationalen Zugehörigkeit zusammengeführt. Dabei übten auch die diplomatischen Ver-

tretungen der jeweiligen Länder Einfluss auf gestalterische Fragen eines Gräberfeldes oder eines Gedenkstein aus. Entsprechend tragen einzelne dieser ersten Zwangsarbeiterdenkmale die für Friedhöfe übliche Kreuzsymbolik und wurden auch als freistehende Kreuze geschaffen. (9) Allein das erste überlieferte Berliner Zwangsarbeiterdenkmal, 1951 auf dem Mar-



Erste Zeichensetzung in West-Berlin: Aufstellung eines Gedenkschildes an der Wismarer Straße in Lichterfelde am 20.4.1984  
Foto Jürgen Henschel

zahner Parkfriedhof errichtet, weicht von dem Kanon des traditionellen Grabsteins ab. Der Steinbildhauer Erwin Kobbert (10) gestaltete es als einen altarähnlichen, blockhaft gemauerten Kubus, dem ein steinerner Ehrenkranz auflag, beide Elemente von würdevollem Klassizismus gezeichnet. (11) In der motivischen Reduktion ließ sich der Bildhauer offensichtlich von dem Gedenkstein in der Neuen Wache Unter den Linden anregen. Dieser war 1931 als Bestandteil der "Gedenkstätte für die Gefallenen des Weltkrieges" nach einem Entwurf von Heinrich Tessenow eingeweiht worden und hatte trotz Kriegszerstörungen in leichter Deformierung bis zum Ende der 1960er Jahre Bestand. Das Vorbild aus der Neuen Wache gelangte auf dem Marzahner Parkfriedhof als eine bewährte Pathosformel, die Würde und Tradition ausdrückte, zur Anwendung. (12)

Dieser ersten Phase einer sich denkmalhaft manifestierenden Ehrung der ausländischen Opfer des NS-Regimes, die mit zahlreichen Exhumierungen und Überführungen von Leichnamen in ihre Heimatländer verbunden war, folgte eine zweite Phase: ein mehr als zwanzigjähriges Beschweigen des Themas der Zwangsarbeit. Vom Ende der 1950er Jahre bis zum Ende der 1970er Jahre entstanden keine neuen Gedenksteine oder andere symbolische Formen der Erinnerung für Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter. Diese Phase des Schweigens beendete 1978 die Gedenktafel für die Zwangsarbeiter des GEMA-Werkes im Köpenicker Funkwerk.

Erst im Umfeld des 50. Jahrestages der Machtübergabe an die Nationalsozialisten 1983 richtete sich die öffentliche Aufmerksamkeit auch auf die Orte der Zwangsarbeit in Berlin. Im Mittelpunkt dieser Wiederentdeckung der lange verleugneten Geschichte der Zwangsarbeit standen besonders die Lagerorte. An diesen kam es zu ersten Markierungen durch Gedenktafeln und Monumente. Das erste größere Denkmal dieser Art entstand 1985 für die Häftlinge des Arbeitserziehungslagers Wuhlheide, wiederum in einem Ost-Berliner Bezirk. (13) Mit seiner voluminösen Blockhaftigkeit wirkt das Denkmal wie ein schweres Ausrufezeichen für die seitlichen Inschriften.

Parallel dazu gab es auch in West-Berlin Initiativen zu einem öffentlichen Zwangsarbeitergedenken, das sich vielfach mit einer Neugier an der lokalen Stadtbezirksgeschichte verband. Man unternahm Gedenkwanderungen und provisorische Ortsmarkierungen: Am 20.4.1984 stellten engagierte Steglitzer Bürger an der Wismarer Straße in Lichterfelde ein provisorisches Schild



zur Erinnerung an das dortige KZ-Außenlager auf. Leider wurde dieses erste öffentliche West-Berliner Erinnerungszeichen für Zwangsarbeiter bereits in der Nacht danach zerstört. (14) Unter dem Eindruck dieser Abwehr der Erinnerung beschloss die Steglitzer Bezirksverordnetenversammlung (BVV) am 20.6.1984, auf Antrag der Fraktionen der SPD und der Alternativen Liste, die Anbringung einer Gedenktafel zur dauerhaften Kennzeichnung des Geländes. (15) Die Erfüllung des Steglitzer BVV-Beschlusses wurde allerdings durch wechselnde Geländedenutzungskonzepte sechzehn Jahre lang verschleppt, so dass die Initiativen der 1980er Jahre erst im Oktober 2000 (Denkmal) beziehungsweise im Frühjahr 2001 (Gedenktafel) verwirklicht werden konnten. Immerhin hatte der Bezirk bereits 1988 den Ort des Vorgängerlagers des Lichtenfelder KZ-Außenlagers am Standort des SS-Wirtschaftsverwaltungshauptamtes (Unter den Eichen 126-135) mit einer Gedenktafel markiert.

Das Steglitzer Beispiel ist nur eines von mehreren. Vergleichend kann auf die Ortserkundungen im Bezirk Neukölln hingewiesen werden, wo die Recherchen von Udo Gößwald das Zwangsarbeiterlager und KZ-Außenlager in der Sonnenallee 181 ins öffentliche Bewusstsein zurückriefen. (16) Auf der Grundlage eines Neuköllner BVV-Beschlusses zur Schaffung einer Gedenkstätte aus dem Jahre 1986 wurde 1994 in der Sonnenallee eine Gedenkinstallation durch die Senatsbauverwaltung eingerichtet. Der Bezirk selbst brachte bereits 1991 eine separate Gedenktafel auf einem Stein an.

Diese Wiederentdeckungen zeugten gleichzeitig von den vielen lokalen Bezügen zur Geschichte des Nationalsozialismus, als etwa selbst die friedliche Stadtrandlage ein Teil des nationalsozialistischen Lagersystems war. Bereits 1987 wurde in Lichtenrade ein Denkmal am früheren Standort eines KZ-Außenlagers errichtet. Ebenfalls 1987 vermerkte eine Gedenktafel am Handwerkervereinshaus in der Ost-Berliner Sophienstraße, dass die dortigen Sophiensäle während des 2. Weltkriegs als Zwangsarbeiterlager genutzt wurden. Und 1989 wurde der Standort eines der vielen Spandauer KZ-Außenlager in der Pichelswerder Straße 9-11 mit einer Gedenktafel markiert.

Das Spandauer Zwangsarbeiterdenkmal in der Pichelswerder Straße deutet bereits eine neue Entwicklung an, die für die vierte Phase des Zwangsarbeitergedenkens in den 1990er Jahren charakteristisch wurde und bis in die Gegenwart fortwirkt. Denn der dortigen Denkmalschaffung gingen Begegnungen mit Zeitzeuginnen des KZ-Außenlagers voraus, die sich aus einem zufälligen Kontakt ergaben. (17) Das Denkmal wurde somit nicht nur zum Ausdruck einer öffentlichen Bewusstwerdung, sondern auch zum Zeichen für die Rückkehr der Opfer an den Ort ihrer früheren Verfolgung. Die Überwindung des Ost-West-Gegensatzes ermöglichte seit Beginn der 1990er Jahre Begegnungen zwischen den Opfern und dem Täterland: So wurden 1995 die Gedenktafeln am Weddinger AEG-Werk und am polnisch-deutschen Denkmal im Friedrichshain durch die Anregung des polnischen Verbandes der durch das Dritte Reich Geschädigten angebracht. Die 1995 eingeweihte Gedenktafel in der Schöneberger Sophie-Scholl-Oberschule ist ebenfalls auf den Kontakt zu einer früheren Zwangsarbeiterin zurückzuführen. Auch die im Jahre 2000 angebrachte Gedenktafel für tschechische Zwangsarbeiter in der Charlottenburger Joachimstaler Straße verdankt sich den Berichten der Zeitzeugen. Sie fanden in der Berliner Geschichtswerkstatt e.V. oder in der Stiftung Topographie des Terrors engagierte Helfer der Erinnerung, die das öffentliche Gedenken in Berlin organisatorisch ermöglichten. Eine solche vermittelnde Rolle wird auch den Berliner Regionalmuseen verstärkt zukommen, da sie mit der Ausstellungsfolge zur Zwangsarbeit in den Berliner Bezirken die vielfältigen Erinnerungen erschlossen, die damit verbundenen historischen Orte erfasst und die Grundlage zu einem öffentlichen Gedenken gelegt haben.

In der Belebung des Zwangsarbeitergedenkens der 1990er Jahre spiegelt sich nicht nur das Ende des Kalten Krieges wider. Diese jüngsten Gedenkinitiativen müssen auch im Kontext der offenen Frage der Entschädigungen für Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter gesehen werden. Seit ihrem Einzug in den Bundestag 1983 forderte die Partei Die Grünen eine Entschädigung aller Opfer durch eine Stiftung. Beim Verkauf des Flickkonzerns Ende 1985 kam das Problem der Entschädigung für Zwangsarbeiter zur Sprache und blieb bis in das Jahr 2001 ungelöst. Entsprechend nehmen Inschriften auf diesen Zusammenhang Bezug. Die Gedenktafel für polni-



sche Zwangsarbeiter am Weddinger AEG-Werk bekräftigte 1995 die Entschädigungsforderung mit der Aussage: "Auch sie sind Opfer der NS-Herrschaft." Dabei muss man bedenken, dass die 1993 an der Neuen Wache Unter den Linden angebrachte Inschrifttafel zur "Zentralen Gedenkstätte der Bundesrepublik Deutschland für die Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft" das Schicksal von Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern ausparte, obwohl bereits Bundespräsident Richard von Weizsäcker in seiner Rede zum 8. Mai 1985 auch das "Leid (...) durch Zwangsarbeit" aufgeführt hatte. (18) So selbstverständlich das Zwangsarbeitergedenken am Beginn des 21. Jahrhunderts geworden ist, so wurde es nur zehn Jahre zuvor immer noch ignoriert. Auf diese kollektive Ausblendung der Zwangsarbeiter aus dem allgemeinen Opfergedenken reagierte auch die Gedenktafel am



Auch sie sind Opfer: Gedenktafel am AEG-Werk im Wedding  
1.9.1995

Foto Martin Schönfeld

Zwangsarbeiterlager Niederschöneweide (Britzer Straße, Juli 2001) mit der Bekräftigung: "Ausbeutung und Rassismus verletzen ihre Würde zutiefst." Dieses Beispiel zeigt, dass Gedenkinitiativen für NS-Verfolgte noch immer im Zusammenhang mit aktuellen gesellschaftspolitischen Forderungen stehen müssen.

Das opferbezogene Gedenken der 1990er Jahre blieb am Beginn des 21. Jahrhunderts aktuell. Doch wird es nun pädagogisch erweitert und in schulische Lernprozesse integriert, wofür das "Ostarbeiter-Mahnmal" der Schöneberger Sophie-Scholl-Schule – im Mai 2002 eingeweiht – exemplarisch steht.

#### 4. ORTE DES ZWANGSARBEITERGEDENKES

Mit der Abwesenheit der Opfer einher ging die Vernachlässigung der authentischen Orte. Konkrete Anknüpfungspunkte waren beispielsweise die Werkshallen und Fabrikgelände, in denen die Zwangsarbeit geleistet wurde. Solche authentischen Orte der Zwangsarbeit waren auch die Lager, die als Barackensiedlung gebaut oder in bereits bestehenden Gebäuden, in Gaststätten, Schulen, Abrisshäusern, Veranstaltungsorten, eingerichtet wurden. Wenn es neben der Zwangsarbeit noch ein "privates" Leben der Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter gab, spielte es sich in diesen Unterkünften ab. Die Zwangsarbeiterlager waren aber, wie die Produktionsstätten auch, Orte der Demütigung und der Verfolgung. Diese manifestiert sich am offensichtlichsten auf den Friedhöfen, wo die an Hunger, Krankheiten oder Schikanen gestorbenen, die in den Freitod getriebenen oder die durch Misshandlungen zu Tode gekommenen Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen, und deren an mangelnder Versorgung gestorbenen Kinder, bestattet wurden. Während die Orte der Toten in den ersten Nachkriegsjahren zumindest eine angemessene Herrichtung erfuhren und teilweise mit Gedenksteinen markiert wurden, unterlagen die Orte der Zwangsarbeit und der Lagerhaft einer vielfach trivialen Nutzung und damit einhergehenden alltäglichen Veränderung. Besonders die seit dem Mauerbau 1961 in West-Berlin einsetzende Deindustrialisierung führte zu einer radikalen Umnutzung früherer Industriestandorte. Viele dieser authentischen Orte haben ihren arbeitsweltlichen Charakter völlig verloren und

Ihre Funktion wurde ins Gegenteil gewendet: Die alten Werkshallen der Tegeler Borsigwerke verwandelte man zu Freizeit- und Konsum-Tempel. Alte Backsteinfassaden oder Werkstore wurden wie schmückende Broschen vor die Neubauten geklemmt. An anderen Schauplätzen der Zwangsarbeit widmete man Werksgebäude zu Verwaltungsgebäuden um. Schließlich wurden in den 1980er und 1990er Jahren weite Industriebereiche abgetragen und zu innerstädtischen Bau- und Entwicklungsgebieten erklärt. Wenn aber erst die originalen Bauten verschwunden sind, fehlen auch die Anknüpfungspunkte zum Gedenken.

Werksgelände und Lagerstandorte sollten aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass sie Orte der Mittäterschaft waren und die Haupttäter in den Ministerien und Verwaltungen des Regimes saßen. Die Verantwortung für das nationalsozialistische Zwangsarbeitssystem muss auch mit den Schaltstellen des Deutschen Reiches in Verbindung gebracht werden, etwa mit dem Oberkommando der Wehrmacht für den Zwangsarbeitseinsatz der Kriegsgefangenen, etwa mit dem Reichssicherheitshauptamt (RSHA) und seinen Dienststellen als wichtigstem Organ der nationalsozialistischen Verfolgungs- und Vernichtungspolitik oder auch mit den Arbeitsämtern für die Organisation der Zwangsarbeit. Bereits existierende Gedenktafeln und Gedenkzeichen an diesen und anderen Täterorten gehen auf den Zusammenhang zum Zwangsarbeitssystem nicht ein. (19) Allein die Gedenktafel zur Kennzeichnung des Dienstortes des SS-Wirtschafts- und Verwaltungshauptamtes (20) verdeutlicht diesen Zusammenhang zwischen dem Zwangsarbeitssystem, seiner bürokratischen Organisation und seinen nationalsozialistischen Initiatoren.

### **Betriebs-Gedenk-Orte**

Dass Industriestandorte auch Gedenkort sein können, verdeutlichen erste Gedenkinitiativen in Berliner Betrieben aus dem Jahre 1946: Am 29.1.1946 brachten die Mitarbeiter der Reinickendorfer Firma Stolzenberg für ihre durch das NS-Regime ermordeten Kollegen eine Gedenktafel am Werkshaus an. (21) Zwar befindet sich die Firma Stolzenberg heute nicht mehr dort, aber die Gedenktafel hat Bestand. In der Neuköllner Maschinenfabrik Blache gedachte man im Oktober 1946 des SPD-Politikers Franz Künstler mit einer Bronzetafel. (22) Hier aber verschwand mit der späteren Schließung der Firma auch die Gedenktafel. An anderen Orten vertrieb der Kalte Krieg solche Formen der öffentlichen Erinnerung an NS-Verfolgte aus den Werkshallen. (23) Innerbetriebliche Ehrungen für Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter sind dagegen nicht überliefert. Den ausländischen Arbeiterinnen und Arbeitern fühlten sich die deutschen Kollegen nach 1945 offensichtlich nicht mehr verbunden. Erst Ende der 1980er Jahre kam es wieder zur Anbringung von Gedenktafeln an früheren Industriestandorten, die Schauplatz des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus waren. (24) Doch konzentrierten sich diese Gedenktafeln auf den "einheimischen" Widerstand. Nicht erwähnt wird, dass der Widerstand in den Borsigwerken in engem Kontakt zu ausländischen Zwangsarbeitern stand.

Die Schaffung eines Gedenkortes an einem Industriebetrieb wirft das Problem des Einverständnisses eines privaten Eigentümers auf, zumal wenn mit der erinnerten Geschichte die Schattenseiten einer Betriebsgeschichte vergegenwärtigt werden. Für Borsig, Teves, AEG, Siemens oder andere Unternehmen wäre die betriebsbezogene Erinnerung an durch das NS-Regime gemordete Widerstandskämpfer vermutlich eher zu verkraften als die Erinnerung an Arbeiterinnen und Arbeiter, die für ihre Leistung bis in die Gegenwart hinein keine angemessene Entschädigung geschweige denn einen Lohn erhalten haben. Widerstandskämpfer wurden durch den Staat gemordet, Zwangsarbeiter jedoch durch die Arbeit für den Betrieb geschädigt. Solche Hürden des Gedenkens stellten sich bis 1990 im Ostteil Berlins nicht. Die Industrie war verstaatlicht und folglich konnten sich öffentliche Anliegen auch an Werksgelände richten und die dort noch authentischen Orte sichern. Deshalb findet sich das früheste Beispiel eines Gedenkens am Zwangsarbeitsort auch im Ost-Berliner Bezirk Köpenick, auf dem Werksgelände des Funkwerkes Köpenick, der früheren GEMA (Gesellschaft für elektroakustische/mechanische Apparate). (25) Bei der Durchsicht des Betriebsarchives war man auf Berichte eines Werks-Gestapo-Beauftragten gestoßen. So erfuhr man, dass im Haus 4 des Werksgeländes oppositionelle Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter verhört und gefoltert wurden. Aus der Verknüpfung des Gebäudes mit dem Widerstand entsprang der Gedanke zu einer Kenntlichmachung. Die SED-Betriebsparteiorganisation beantragte bei der SED-Kreisleitung Köpenick die Anbringung

einer Gedenktafel, die am 8.9.1978 erfolgte und die "antifaschistischen Kämpfer aus der Sowjetunion, Jugoslawien, Belgien, Frankreich und Deutschland" – so u.a. die Inschrift – würdigte. (26) Der antifaschistische Kampf bestand darin, dass einzelne Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter ihre Arbeits- und Lebenssituation offen kritisierten oder versuchten, ihre Versorgung zu verbessern, aus der Zwangsarbeit entlassen zu werden und in ihre Heimat zu ihren Familien zurückzukehren. (27) Die Verknüpfung der Zwangsarbeit mit dem Begriff des Widerstandes beförderte das Gedenken wesentlich und ein Stück Betriebsgeschichte konnte im realsozialistischen Arbeitsalltag sichtbar gemacht werden. Der Versuch, 1981 am Standort des GEMA-Zwangsarbeiterlagers Marienlust (Müggelheim) ein Denkmal zu schaffen, verlief offensichtlich ergebnislos. (28)

Es ist zu bedauern, dass bis 1989 nicht weitere solche authentischen Orte der Zwangsarbeit auf Werksgeländen und an Industriestandorten in Ost-Berlin mit Denkmälern und Gedenktafeln gekennzeichnet worden sind. Immerhin ist im Unterschied zu West-Berlin die Ost-Berliner Industriearchitektur weitaus vollständiger erhalten, so dass sich in den Ost-Berliner Industrievierteln etliche Anknüpfungspunkte für ein Zwangsarbeitergedenken bieten. Allerdings konzentrierte sich der Umgang mit dieser historischen Bausubstanz in den 1990er Jahren ausschließlich auf eine Modernisierung, Umnutzung oder den Verkauf. Neue Initiativen zu einem symbolischen Gedenken an diesen Orten gab es bislang noch nicht.

Die drei betriebsbezogenen Zwangsarbeitergedenkorte bei AEG, Siemens und der Gema Köpenick sind derzeit die einzigen, die die Verfolgung am historischen Ort der Ausbeutung thematisieren.

### Lager-Gedenk-Orte

Im Unterschied zu den wenigen öffentlich markierten Orten der Zwangsarbeit finden sich immerhin elf Gedenkzeichen an den Orten früherer Zwangsarbeiterlager oder KZ-Außenlager. Während allerdings noch etliche Werksgebäude erhalten sind, wurden die meisten Lager sehr bald nach 1945 zerstört. Nach der Befreiung vom Nationalsozialismus folgte an vielen Lagerorten eine direkte Anschlussnutzung, etwa als Lager für Displaced Persons, für Obdachlose, für Heimatvertriebene aus den Ostgebieten oder für Flüchtlinge aus der Sowjetischen Besatzungszone. Im vormaligen KZ-Außenlager Flottenstraße, dem Argus-Lager in Reinickendorf, fanden beispielsweise am 21.8.1947 die nach Berlin zurückgekehrten 295 Shanghai-Flüchtlinge eine erste Unterkunft. (29) Das KZ-Außenlager Lichtenfelde (Wismarer Straße) wurde zunächst als Kriegsgefangenenlager genutzt und anschließend als Kinderheim und Jugendhof. 1949/50 begann der Abriss der Baracken und bis in die 1980er Jahre hinein, während des Kalten Krieges, diente das Gelände als Senats-Reservelager für Baustoffe. (30) Im KZ-Außenlager Lichtenrade richtete man nach der Befreiung zunächst eine Schule ein, bevor es bis zum Beginn der 1960er Jahre als Altenheim genutzt wurde. Dann begann der Abriss. (31) Dem Neuköllner KZ-Außenlager Sonnenallee folgten ein Sportplatz und eine Kleingartenkolonie. Das Gelände des "Arbeiterziehungslagers Wuhlheide" in Friedrichsfelde wurde in den 1950er Jahren dem Tierpark zugeschlagen.

Den Aufbauboom des Wirtschaftswunders (West) und das Nationale Aufbauprogramm (Ost) überstanden am ehesten die in solider Steinbauweise errichteten Lager. Sie wurden in eine dauerhafte Nutzung integriert: In den 1939-1942 (erste Ausbaustufe) errichteten Teilen der "Arbeiterstadt 'Große Halle'" in Spandau-Staaken gründete sich bereits im Sommer 1945 das Evangelische Waldkrankenhaus. Diese "Arbeiterstadt" war gewissermaßen das erste Berliner Zwangsarbeiterlager. Es war als eine kasernenähnliche Massenunterkunft geplant und beherbergte die Arbeitskräfte der innerstädtischen Baustellen. Seit 1941 wurde es mit Zwangsarbeitern für die Rüstungsindustrie belegt. (32) Eine öffentliche Kennzeichnung dieses historischen Zusammenhangs gibt es dort nicht.

Dagegen weist in der Treptower Britzer Straße seit Juli 2001 eine Gedenktafel auf die Geschichte des Zwangsarbeiterlagers Niederschöneweide hin. (33) Dort wurde 1943, am Rande eines Wohngebietes und von den Balkonen der umliegenden Häuser direkt einsehbar, ein Lager aus dreizehn steinernen Baracken über einem symmetrischen Grundplan durch die Behörde des Generalbauinspektors Albert Speer errichtet. Das Lager war für 2000 Insassen ausgelegt, die in



den Fabriken in Nieder- und Oberschöneweide arbeiteten. Die soliden Steinbauten dienten auch nach 1945 unterschiedlichen Nutzungen: Als Werkstätten, Kindergarten und sogar als medizinisches Forschungsinstitut. (34)

Andere Gedenktafeln und Denkmale rufen die unmittelbare Integration der Zwangsarbeit in das alltägliche Leben der Stadt Berlin in Erinnerung und verdeutlichen, dass nicht alle Zwangsarbeiterlager als Barackensiedlungen am Stadtrand oder in Industrienähe lagen. (35)

Gerade weil die typischen Barackenlager nicht mehr existent sind, haben die innerstädtisch integrierten Lagerstandorte eine besondere Bedeutung. Doch auch sie müssen, genauso wie die verschwundenen Barackenlagerstandorte, in Form von Gedenkzeichen, Gedenktafeln und anderen visuellen Markierungen erst sichtbar gemacht werden.

### Friedhofs-Gedenk-Orte

Nicht allein die enorme Arbeitsbelastung, auch der mangelnde Arbeitsschutz, die schlechte Versorgung mit ungenügenden, verdorbenen Lebensmitteln sowie die rassistisch motivierte Kriminalisierung und Bestrafung durch deutsche Aufsichtskräfte führten unter den verschleppten Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern, die in der Regel gesunde junge Menschen waren, zu zahlreichen Todesfällen. Deshalb enthalten viele Berliner Friedhöfe Gräberfelder, in denen auch Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter bestattet wurden. Gedenksteine und Gedenkreuze machen diese Orte kenntlich. Allerdings verheimlichen ihre Inschriften oftmals, dass unter den Bestatteten sich auch Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter befinden. Die Inschriften wählen allgemeine Formulierungen wie "Opfer der Vereinten Nationen" (Parkfriedhof Marzahn, 1951), "Opfer 1939-1945" (Friedhof Mahisdorf Walter-Leistikow-Weg), "Opfer des Krieges" (Jüdischer Friedhof Große Hamburger Straße 26, Mitte), "ausländische und deutsche Staatsangehörige" (Gemeindefriedhof Heiligensee Sandhauser Straße, Reinickendorf) oder ganz allgemein "Opfer des Faschismus" (Städtischer Friedhof "In den Kissen" Pionierstraße 82-156, Spandau, 1988). Dabei ist für das letzte Beispiel vom Spandauer Städtischen Friedhof eine Aufschlüsselung der "350 Opfer des Faschismus" möglich. Es handelt sich um 217 ausländische Zwangsarbeiter, 105 Kriegsdienstverweigerer und 28 KZ-Häftlinge. Verallgemeinerte Inschriften können



Verborgenes Gedenken: Gedenktafel auch für Zwangsarbeiter auf dem Spandauer Friedhof „In den Kissen“, 21.7.1988

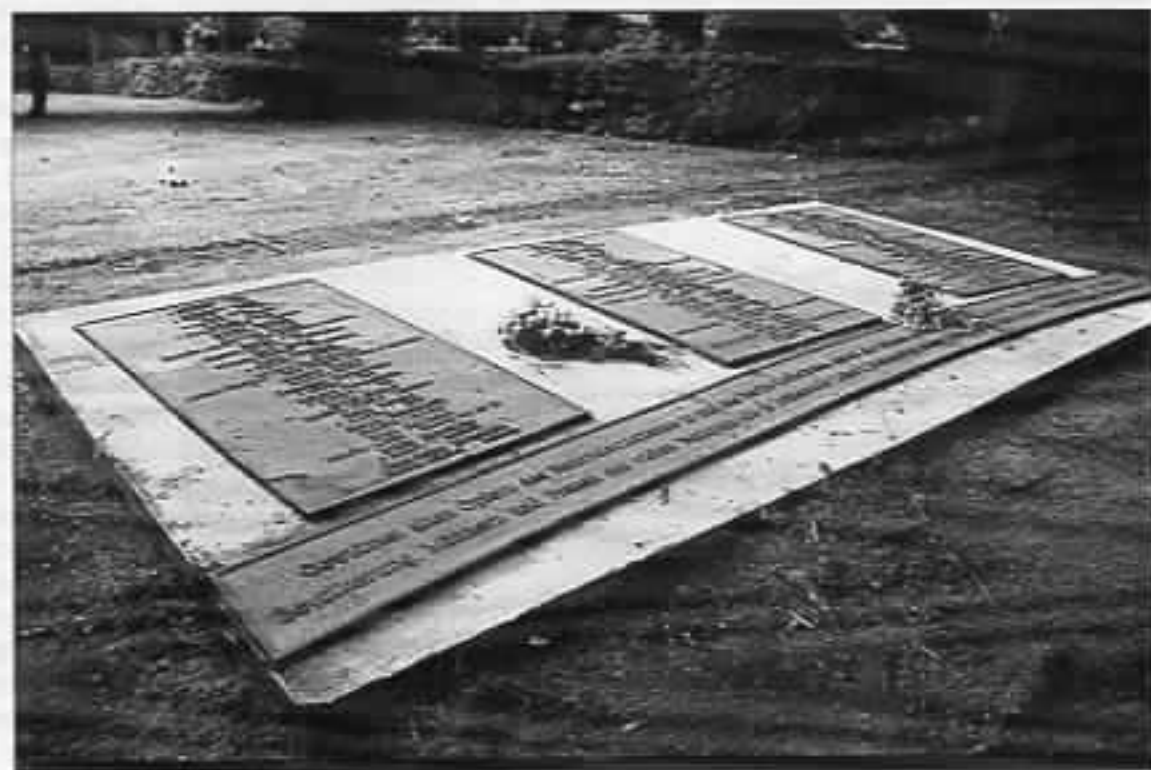
Foto Martin Schönfeld

sich aus der Unkenntnis über die nationale Herkunft der Toten oder deren Todesursache erklären. Wenn dies jedoch bekannt ist, ist ein "verborgenes" Gedenken hinter unklaren Formulierungen umso bedauerlicher.

Der halb-öffentliche Charakter des Friedhofstandortes rückt die Friedhofs-Gedenk-Orte zusätzlich aus dem Alltag und eine unbeabsichtigte Begegnung mit diesem Gedenken wird sich nur im seltensten Fall ergeben, weil viele dieser Gräberfelder sich an abgelegenen Standorten der Friedhöfe befinden.

Die Zahl der Zwangsarbeitergräber war ursprünglich weitaus höher. Aber im Laufe der 1950er und 1960er Jahre kam es durch die Überführung der Überreste in die Heimatländer zu einer Verkleinerung dieser Anlagen, teilweise auch zur völligen Auflösung, wie dies 1952 mit dem französischen Friedhof in der Frohnauer Schönfließer Straße 13-19 geschah. 1945 waren dort tausende, hauptsächlich französische Kriegstote, aber auch Zwangsarbeiter bestattet worden. Seit 1997 erinnert eine Gedenktafel des Bezirkes Reinickendorf an den französischen Friedhof, am früheren Friedhofszugang, der auch der Zugang zu dem heute dort befindlichen Sportplatz ist. (36) Die Gedenktafel nennt in ihrer Inschrift auch die ehemals dort bestatteten Zwangsarbeiter, Kriegsgefangenen und KZ-Häftlinge. Sie verschweigt jedoch, dass unter den Toten sich auch Angehörige der antikommunistischen französischen Légion Charlemagne befanden, die in SS-Uniformen auf deutscher Seite am Kampf um Berlin teilgenommen hatten und dabei ums Leben kamen. (37) An diesem Ort waren also Opfer und Täter gleichrangig bestattet worden. Diesen Zusammenhang unterschlägt die Inschrift der Gedenktafel.

Die zwölf Zwangsarbeiterdenkmale auf Berliner Friedhöfen nehmen unter den insgesamt dreißig Gedenkortern für Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter den größten Anteil ein. Allerdings sind an zehn dieser zwölf Standorte die Opfer nicht als Zwangsarbeiter genannt, sondern als Opfer des Faschismus verallgemeinert. Deshalb nahm sich 1996 die Geschichtswerkstatt Lichtenrade das Ehrenmal für die Kriegstoten auf dem Lichtenrader Friedhof (Paplitzer Straße 10-24) zum Anstoß einer Erneuerung. Mit finanzieller Hilfe der Evangelischen Kirchengemeinde Lichtenrade errichtete sie auf dem Friedhof ein zusätzliches Denkmal, das die bekannten Namen der dort bestatteten NS-Opfer auflistet und die dort bestatteten verschiedenen Opfergrup-



Erläuterndes Gedenken: Denkmal zum Gräberfeld auf dem Friedhof Lichtenrade, 1996  
Foto Martin Schönfeld

pen differenziert. Dieser Weg der ergänzenden Information an Zwangsarbeitergedenkorten ist beispielhaft und sollte auch an den anderen Friedhofs-Gedenk-Orten für Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter beschriftet werden.

## 5. ZWANGSARBEITERGEDENKEN IN DER DDR

Statt durch Wahlen legitimierte die SED ihren politischen Führungsanspruch durch das Leiden ihrer Vorgängerpartei während des Nationalsozialismus. Aber dieses politische Vorrecht galt nicht für alle NS-Verfolgten. Der sektiererische Charakter der SED-Führung machte eine Unterscheidung unter den NS-Gegnern notwendig. So wurde bald nach der Befreiung zwischen den aktiven Regimegegnern des Widerstandskampfes und den "nur" passiv verfolgten "Opfern der Nürnberger Gesetze" unterschieden. (38) Diese Trennung zwischen "Kämpfern" und "Opfern" paarte sich mit der Suche nach neuen Leitbildern und der Beschwörung des aktiven Widerstandes als "wirkliche Helden" (39). Öffentliche Ehrungen der Verfolgten des NS-Regimes konzentrierten sich zunehmend auf die aktiven Kämpfer. Im Umkehrschluss mussten öffentlich geehrte NS-Opfer Kämpfer gewesen sein. Das führte zu Umdeutungen und betraf auch das in der DDR praktizierte Zwangsarbeitergedenken.



Zwangsarbeitergedenken im Zeichen des roten Winkels: Denkmal für die Opfer des Arbeitserziehungslagers Wuhlheide, 1985  
Foto Martin Schönfeld

1953/54 wurden auf dem St. Hedwigs-Friedhof in Hohenschönhausen (Konrad-Wolf-Straße 31-32) zur Kennzeichnung der dort während der Kriegsjahre bestatteten Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter – "Ostarbeiter", Franzosen, Italiener, Belgier und Holländer – Gedenksteine aufgestellt. Deren Inschriften ließen die dort Begrabenen aber nicht an Krankheiten, Nahrungsmangel, Vergiftungen an der Arbeitsstelle, Suizid oder anderen Gründen sterben, sondern verwandelten sie zu Kriegstoten, "die während des zweiten Weltkrieges bei den Kämpfen um Berlin ihr Leben liessen" (Gedenkstein für sowjetische Zwangsarbeiter) oder "gefallen während des 2. Weltkrieges in Berlin" (Gedenksteine für Belgier und Holländer) waren. Beide Formulierungen legen eine direkte Teilnahme an den Kriegshandlungen in Berlin nahe und deuten diese Opfer der Zwangsarbeit zu kämpfenden Akteuren um. Dabei beschränkte sich der Todeszeitraum der dort bestatteten Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen nicht allein auf das Frühjahr 1945 und die Opfer waren nicht nur Männer, sondern auch Frauen und auch deren während des Berlin-Aufenthaltes geborene Kinder. (40) Diese Gedenksteine und ihre In-



schriften entsprangen keinen offiziellen Parteibeschlüssen und wurden selbstverantwortlich von einem Steinmetz geschaffen. Dass sie dennoch eine heroisierende Umdeutung der Toten vollziehen, spricht für das in den 1950er Jahren in der DDR dominante Kämpfer-Klischee, das sich selbst bis in die Niederungen der Friedhofsarbeit hinein durchsetzte. Diese Form der Heroisierung teilte die DDR damals mit vielen anderen europäischen Ländern, die von den Nationalsozialisten besetzt waren: Beispielsweise in Österreich, in Frankreich, in Italien wurde der Verschleppten, auch der deportierten Juden, mit der Formulierung "fürs Vaterland gefallen" gedacht.

Eine heroisierende Umdeutung der Opfer nahm auch die 1978 angebrachte Gedenktafel am Köpenicker Funkwerk für die Zwangsarbeiter des GEMA-Werkes (Wendenschloßstraße 154-156) vor und erklärte die Verschleppten zu "antifaschistischen Kämpfern", wobei zu betonen ist, dass einige von ihnen tatsächlich Kritik an ihrer Arbeitssituation geübt hatten, andere sich zusätzliche Lebensmittel besorgten, was für die Nationalsozialisten ein Straftatbestand war – Zwangsarbeiter unterlagen einem Sonderrecht – und daraufhin in der DDR als Widerstand ausgelegt werden konnte.

Auch die zur Zwangsarbeit eingesetzten Häftlinge des Gestapo-Arbeitererziehungslagers Wuhlheide, die in separaten seitlichen Inschriften des Denkmals zumindest als Zwangsarbeiter, Kriegsgefangene und kommunistische Widerstandskämpfer aufgeschlüsselt werden, wurden 1985 unter den Haupteigenschaften von "Mut" und "Standfestigkeit im antifaschistischen Widerstandskampf" zusammengefasst. Das dazugehörige Zeichen des roten Winkels – dem nationalsozialistischen Emblem für politische KZ-Häftlinge, hier in poliertem rötlichen Granit – schloss sie nicht nur in das große Opferkollektiv ein, sondern gab ihnen auch den Anspruch des politisch motivierten Kampfes. Der rote Winkel, den Klaus Bartel 1948 zum "Symbol des einheitlichen Willens aller überlebenden Verfolgten des Nazi-Regimes" ausrief (41), mutierte in der DDR zum schnell erfass- und wiedererkennbaren Logo für Antifaschismus und Widerstandskampf und eröffnete gleichzeitig die unterschwellige Integration in politische Legitimationsrituale. Da besonders "Ostarbeiterinnen" und "Ostarbeiter" in ihren Heimatländern aus dem NS-Opferkollektiv aussortiert wurden, übernahm der rote Winkel die Funktion der DDR-spezifischen, moralisch-politischen Instrumentalisierung der Opfer. Ihrer besonderen Situation wird er jedoch nicht ge-

recht, ganz abgesehen davon, dass die Häftlinge des "AEL Wuhlheide" bei ihrer hauptsächlich für die Reichsbahn ausgeübten Arbeit keinen KZ-Drilllich trugen, sondern abgetragene polnische Militäruniformen, und viele von ihnen mit einem "P"-Abzeichen (für polnische Zwangsarbeiter) oder "Ost"-Abzeichen (für sowjetische Zwangsarbeiter) gekennzeichnet waren.

Auf die DDR-spezifische Konnotation reagierte der Bezirk Lichtenberg im Jahre 2000 mit der Aufstellung



Die sachliche Kommentierung: Gedenkschilder zu Standort und Geschichte des Arbeitererziehungslagers Wuhlheide, 2000  
Foto Martin Schönfeld



Denkmal am Standort des KZ-Außenlagers Lichtenfelde von Günther Oellers, 31.10.2000  
Foto Jürgen Henschel

ermordet wurden". Diese Opfer fanden bis dahin an dem Monument des polnischen und DDR-sozialistischen Kämpfer-Klischees keine Erwähnung. Vielmehr beförderte es mit seinen Inschriften die polnischen Soldaten und die deutschen Antifaschisten auf die Seite der historischen Sieger und begrub die deutsche Schuld unter dem textlichen und bildlichen Pathos der Einheits- und Freundschaftssymbolik. Mit diesem Denkmal konnte sich die polnische Opfermation ein repräsentatives Siegesmal schaffen, und die Täternation war nicht nur rehabilitiert, sondern huschte gleichzeitig noch an die Seite der Sieger und schaffte mit deren Hilfe den Sprung über den tiefen Abgrund der Schuld hinweg. Dass Denkmäler auch eine Form von Propaganda sind, könnte nicht deutlicher als an diesem Monument belegt werden. Die zusätzliche Inschrifttafel des Jahres 1995 rekonstruiert die historischen Tatsachen.

## 6. DARSTELLUNGSFORMEN DES ZWANGSARBEITERGEDENKENS

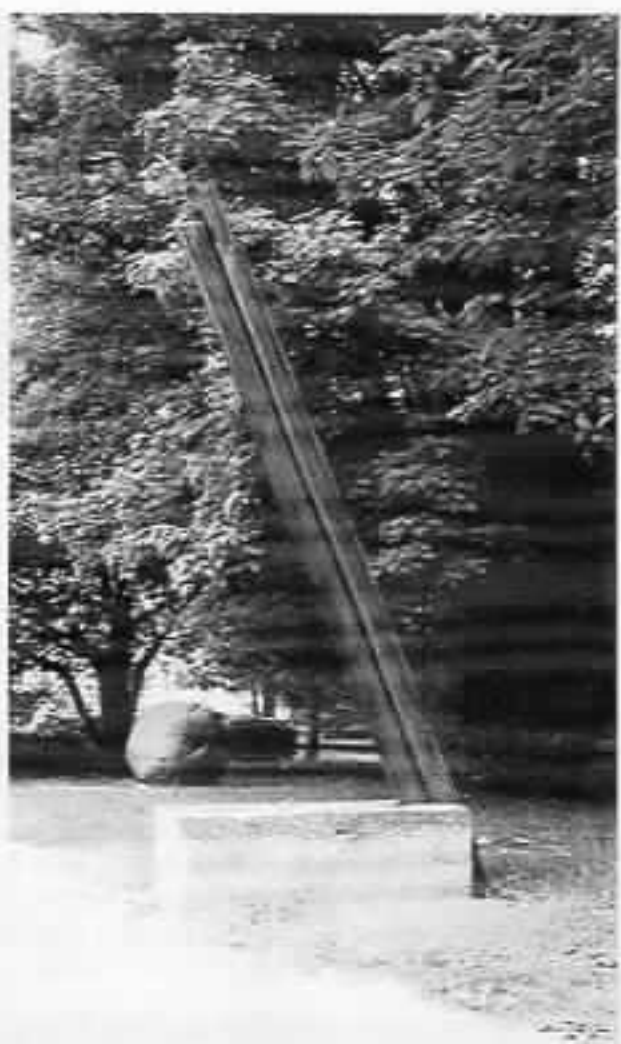
Das öffentliche monumenthafte Gedenken an die NS-Opfer wählte seit den ersten Nachkriegstagen auch bildhafte Darstellungsformen. Auf der Grundlage der erschütternden Fotografien und Filmaufnahmen aus den befreiten Lagern wurden vielfach hagere, abgemagerte oder skelettartige Körper aus dem Stein geschlagen oder in Bronze gegossen. In einer realistischen bis leicht abstrahierten Formensprache finden sie sich bis weit in die 1980er Jahre hinein an etlichen Mahnmalen. Viele Bildhauer suchten in der Gestaltung dieser eigentlich nicht zu bewältigenden Aufgabe, dem Massenmord ein Bild zu geben, Anschluss an die christliche Ikonographie. Manche Mahnmalsgestaltungen offenbaren Bezüge zum Pietà-Motiv, zum Motiv der Grablegung Christi oder zum Bild des auferstehenden Christus. Damit wurde aber eine christliche Bildsprache an vielfach jüdische Opfer herangetragen. Von dieser Form der deutschen Ge-

zweier Gedenktafeln am Gehweg der Straße Am Tierpark, außerhalb des Tierparks. Mit einer sachlichen, rein informativen Inschrift und einem Lageplan geben diese Tafeln nicht nur Aufschluss über die historische Topographie des Standorts. Sie kommentieren auch indirekt das Denkmal aus dem Jahre 1985 und müssen als eine notwendige konkretisierende Ergänzung verstanden werden.

Zu einer ähnlich sachlich-aufklärenden Information sah sich 1995 der Bezirk Friedrichshain veranlasst. Am "Denkmal des polnischen Soldaten und deutschen Antifaschisten" (1972, Virchowstraße, nördlicher Rand des Volksparks Friedrichshain) brachte der Bezirk in Zusammenarbeit mit der polnischen Botschaft und auf Initiative polnischer Opferverbände eine kommentierend erklärende Inschrifttafel an. Diese bricht das heroische Pathos des Denkmals mit dem Hinweis darauf, dass polnische Staatsbürger nicht nur Kämpfer, sondern wesentlich auch Opfer waren und "als Zwangsarbeiter, Häftlinge und Kriegsgefangene verschleppt und

denkkultur unterscheiden sich Orte der Erinnerung an Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter nicht wesentlich. Eine Gedenkstätte für sowjetische Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene auf dem Dresdener Heidefriedhof zeigt einen solchen Christus-ähnlich aufgebahrten Leichnam. (42) Die Kölner Gedenkstätte "Gremberger Wäldchen" variiert im Motiv einer zusammenbrechenden Zwangsarbeiterin, die von einem hinter ihr stehenden Mann aufgefangen wird, das Bild der unter dem Kreuz Christi zusammenbrechenden Maria, die von dem Evangelisten Johannes gestützt wird. (43) Formal an christliche Illustrationen erinnern die erzählerischen Gedenkreiefs zum Zwangsarbeiteralltag in Calw (44), die die Arbeit, Ernährung, Unterkunft und den Todesmarsch der Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter schildern. Mit dem Relief einer Familie hinter Stacheldraht thematisiert die Gedenkanlage am Standort der Premnitzer IG Farben-Werke die Gefangenensituation und die Totalität der Verschleppung. (45) Eindringlicher auf den menschenmordenden Charakter der Zwangsarbeit eingehend wählte die Betonplastik "Vernichtung durch Arbeit" das Motiv der unter einer Steinlast erdrückten Körper und Glieder für ihren Standort vor dem Bremer U-Boot-Bunker in Farge-Rekum. (46)

Vergleichbare bildhafte Darstellungen zum Zwangsarbeiterdasein finden sich an den Berliner Orten des Zwangsarbeitergedenkens nicht. Allein die am Standort des KZ-Außenlagers Lichtenfelde aufgestellte "Säule der Gefangenen" (2000) von Günther Oellers, nähert sich mit der kettenhaften Fesselung des Gedenksteines und den eingeschriebenen Figurenkonturen einer bildhaften Schilderung der Gefangenensituation in einer stark abstrahierten Form an. Der fast naturbelassene Basaltlavastein tritt mit seiner monumenthaften Größe zwar achtunggebietend in Erscheinung, wirkt aber gleichzeitig wie ein Grabstein und reagiert damit auf den Aspekt der Erinnerung an Leiden und Tod. Diese erzählerischen Elemente werden im Mahnmal für das KZ-Außenlager Lichtenrade stärker reduziert. (47) Es besteht aus fünf Eisenbahnschienen aus dem Jahre 1941, die zusammengeschweißt von einem Granitblock aus vier Meter hoch schräg aufragen und somit ebenfalls einen schlichten Monumentcharakter tragen. Bildhafte Assoziationen eröffnet die Mahnmalform nicht. Vielmehr thematisieren die Gestalter mit der Verarbeitung historisch-authentischen Materials – die Eisenbahnschienen – die Verschleppung der Zwangsarbeiter. Stefanie Endlich zitiert sie mit den Worten, dass sie eine "Metapher für den Abtransport der Häftlinge" schaffen wollten. (48) Diesen Bezug möchte man am liebsten erweitern und vom unfreiwilligen Transport von Menschen sprechen. Die aufragenden Eisenbahnschienen legen außerdem eine inhaltliche Verbindung zu den Deportationen von Juden in die Vernichtungslager nahe. Da die Insassen des Lichtenrader KZ-Außenlagers überwiegend politische Häftlinge aus Sachsenhausen waren, führt dieser Bezug auf eine falsche Fährte. Für inhaltliche Klarheit sorgen, sowohl in Lichtenrade als auch in Lichtenfelde, Inschrifttafeln, die den zeichenhaften Monumenten beigelegt sind und den historischen wie auch topographischen Zusammenhang erläutern.



Denkmal am Standort des KZ-Außenlagers Lichtenrade, 1987

Foto Martin Schönfeld





Sinnbild des Erinnerns: Mahnmal am Standort des KZ-Außenlagers Neukölln-Sonnenallee, 1994

Foto nach Stefanie Endlich 1998

von Norbert Radermacher geschaffen wurde (49), besteht nur aus einer Lichtprojektion eines sachlich-informativen Textes auf den Gehweg der Sonnenallee. (50) Einen optischen Eindruck und eine Irritation beim Betrachter bewirkt das Werk allein durch das Wandern des Textes über den Bürgersteig, wo die Inschrift eine Weile stehen bleibt und dann verschwindet. Erst der nächste Passant löst bei einem Bewegungsmelder eine erneute Reaktion der Installation aus. Die Form der flüchtigen Erscheinung entspricht dem historischen Anlass einer zwischenzeitlichen Nutzung, die lange aus dem öffentlichen Bewusstsein verdrängt war. Nur für einen kurzen Moment wird die Geschichte der Zwangsarbeit in Erinnerung gerufen.

Die Lichtinstallation in der Neuköllner Sonnenallee bedarf wegen ihrer empfindlichen Technik der Pflege durch die städtischen Ämter. Das Funktionieren der Installation legt somit auch ein dauerhaftes Zeugnis über die Sorge der Verantwortlichen für diesen Ort ab. Diese Form der "Gedenk-Installation" unterscheidet sich diametral von bisherigen Gedenkzeichen, weil sie einerseits populäre Medien wie der öffentlichen Lichtprojektion verwendet und andererseits auf die



Schmückendes Beiwerk: Gedenkwall der Firma Siemens, 1997

Foto Martin Schönfeld

Im Mahnmal für das KZ-Außenlager in der Neuköllner Sonnenallee wurde die reine Textinformation sogar zum bestimmenden Element der Gestaltung. Folglich verzichtete dieses Werk auf jede Form einer objekthaften Gestalt. Denn das Mahnmal in der Sonnenallee, das aus einem 1989 durchgeführten künstlerischen Wettbewerb hervorgegangen ist und nach einem Entwurf

von Norbert Radermacher geschaffen wurde (49), besteht nur aus einer Lichtprojektion eines sachlich-informativen Textes auf den Gehweg der Sonnenallee. (50) Einen optischen Eindruck und eine Irritation beim Betrachter bewirkt das Werk allein durch das Wandern des Textes über den Bürgersteig, wo die Inschrift eine Weile stehen bleibt und dann verschwindet. Erst der nächste Passant löst bei einem Bewegungsmelder eine erneute Reaktion der Installation aus. Die Form der flüchtigen Erscheinung entspricht dem historischen Anlass einer zwischenzeitlichen Nutzung, die lange aus dem öffentlichen Bewusstsein verdrängt war. Nur für einen kurzen Moment wird die Geschichte der Zwangsarbeit in Erinnerung gerufen. Die Lichtinstallation in der Neuköllner Sonnenallee bedarf wegen ihrer empfindlichen Technik der Pflege durch die städtischen Ämter. Das Funktionieren der Installation legt somit auch ein dauerhaftes Zeugnis über die Sorge der Verantwortlichen für diesen Ort ab. Diese Form der "Gedenk-Installation" unterscheidet sich diametral von bisherigen Gedenkzeichen, weil sie einerseits populäre Medien wie der öffentlichen Lichtprojektion verwendet und andererseits auf die direkte Ansprache an den Passanten setzt. Wenn sich kein Passant auf dem Bürgersteig bewegt, wird die Installation auch nicht aktiviert. Das Gedenkzeichen existiert erst, wenn Menschen den Gehweg beschreiten. Erst dann wird die Erinnerung konkret.

Trotz seiner zeitgenössischen Betrachteransprache und Denkmalsdidaktik stellt sich dem Mahnmal zum KZ-Außenlager in der Neuköllner Sonnenallee ein grundsätzliches Wahrnehmungsproblem. Da die Projektionszeit nur für die

Nachtstunden eingestellt ist und die Sonnenallee in diesem Abschnitt zu Spaziergängen nicht besonders einlädt, ist der Betrachterkreis sehr eingeschränkt. Zwar hat der Bezirk Neuköln bereits 1991, die Fertigstellung des Mahnmals nicht abwartend, einen Gedenkstein mit einer Inschrifttafel aufgestellt, doch verschwindet dieses nun materialisierte Gedenken hinter Büschen auf einem nicht-öffentlichen Sportplatz. (51) Trotz zweier Gedenkinitiativen bleibt dem Tagespassanten der Sonnenallee die Geschichte des KZ-Außenlagers und Zwangsarbeiterlagers weiterhin verborgen.

Wahrnehmungsprobleme stellen sich den eher traditionellen monumentalen KZ-Außenlager-Denkmalen in Lichtenrade und Lichterfelde dagegen nicht. Auch das Ostarbeiter-Mahnmal in der Schöneberger Pallasstraße löst mögliche Wahrnehmungsprobleme durch seinen farblichen Akzent. (52) Als eine allmählich absinkende blaue Metallbrüstung zieht es sich der Pallasstraße entlang und verbindet den Zwangsarbeiter-Lagerort in dem damaligen Augusta-Lyzeum, heute Sophie-Scholl-Schule, mit dem Zwangsarbeiter-Einsatzort am Hochbunker Pallasstraße. Die Farbe und die Form dieses Gedenkzeichens haben eine

symbolische Funktion. Das Ultramarinblau leitet sich von dem "Ost"-Abzeichen der verschleppten osteuropäischen Zivilarbeiter her. Die quadratische Umrandung des Aufnehmers und sein Schriftzug "OST" waren in ultramarinblauer Farbe auf hellem Stoff gedruckt. Die Metallbrüstung vollzieht den Verlauf des Lagerzaunes nach. Ihr Absinken wurde von den Gestaltern als ein Symbol der Befreiung beabsichtigt. Die farbliche Akzentuierung des Gedenkzeichens schafft eine Fernwirkung. Darüber hinaus können die nahen Passanten Inschriften in dem Gedenkzeichen lesen, die historische Bezüge und aktuelle Fragestellungen an den Ort und seine Geschichte thematisieren. Weitere Texttafeln sind an der Bunkerwand angebracht. Während aber die blaue Gedenklinie in der Schöneberger Pallasstraße am Abend im Dunkel der Nacht verschwindet, leuchtet in der Neuköllner Sonnenallee eine Gedenkinschrift auf den Gehwegplatten auf.

Ein fast schon klassisches Bildwerk, ein Mosaik-Wandbild, widmete die Firma Siemens den bei ihr beschäftigt gewesenen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern. Es ist in einem nicht-öffentlichen Hof im Spandauer Siemensverwaltungsgebäude angebracht. Das von Beate Passow und Andreas von Weizsäcker 1997 geschaffene Werk beeindruckt den Betrachter durch seinen materiellen Glanz des gebrochenen silbrigen Glases, das sich zu einem schimmernden fiktiven Stadtplan zusammenfügt. Über dieser Bruchglas-Topographie schwebt einem Fesselballon gleich das Bild eines Siemens-Radios: der 1924er "Siemens-D-Zug". Stefanie Endlich hat



Sichtbarmachung von Ortsbezügen: Das Ostarbeiter-Mahnmal als abfallende blaue Brüstung entlang der Pallasstraße, 2002  
Foto Martin Schönfeld

in ihrer ausführlichen Analyse des Mosaik-Wandbildes die fehlleitende Assoziation dieses Radio-Motives angesprochen. (53) Man könnte meinen, dass Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter für Siemens Gebrauchsgegenstände der Unterhaltungsindustrie fertigen mussten. Doch das Gegenteil war der Fall; Sie arbeiteten in der Rüstungsindustrie und produzierten gegen ihren Willen Güter, die der Fortsetzung des Krieges gegen ihre Heimatländer dienten und die dem Motiv der Splitterung des Glases entsprechen. Doch die damit verbundenen Gedanken werden durch das Bild des Radios wieder aufgehoben. So bleibt die Gestaltung in sich widersprüchlich und zeugt von der uneindeutigen Haltung des Siemens-Konzerns gegenüber der Entschädigungsfrage und der Aufarbeitung der eigenen Firmengeschichte. Entsprechend vermeiden die verharmlosenden Inschriften des Wandbildes die Wörter Zwangsarbeit und Zwangsarbeiter. Sie wählen lieber den scheinbar humaneren Ausdruck der "Mitmenschen", die "gegen ihren Willen in unserem Unternehmen arbeiten mussten." Dabei ist nicht nur das Verb "arbeiten" für den eigentlichen Charakter der Zwangsarbeit eine Beschönigung. Statt des sachlich richtigen Wortes Zwangsarbeiter wählte der Auftraggeber das Anteilnahme signalisierende, aber nicht weniger beschönigende Wort "Mitmenschen", das in seinem Kern diskriminierend ist, weil es "auch Mensch" bedeutet und die bedachten "Mitmenschen" immer noch zu Menschen zweiter Klasse macht. Schließlich zitiert eine zweite Inschrift einen Vers aus der jüdischen Mystik: "Das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung". Unter Ausparung des Vorsatzes – "Das Vergessen verlängert das Exil." – erhält das zusammenhanglose Zitat eine neue Bedeutung. (54) Zielt es in der jüdischen Mystik auf die Erlösung aus der Diaspora – die ständige Erinnerung vergrößert die Möglichkeit einer Rückkehr ins Land Israel –, so dient es auf der Siemens-Gedenkwall der Entschuldigung des unter seiner Schuld leidenden Siemens-Konzern. Erst durch die Erinnerungsarbeit, dem Bildwerk, eröffnet sich die Möglichkeit der Erlösung von der Schuld. Dabei sollte es bei der Frage des Gedenkens nicht um Erlösung gehen – die ist eine Frage des Glaubens –, sondern um Aufklärung und Aufarbeitung. Aber offensichtlich wollte sich die Firma Siemens zu diesem besonderen Kapitel ihrer Firmengeschichte auch 1997 noch nicht vollständig bekennen. Denn weshalb musste sie ein solches symbolisches Werk in einem nicht-öffentlichen Verwaltungstrakt verstecken? Dagegen gedenkt die Firma im öffentlichen Raum nur der bei Siemens beschäftigten deutschen Toten beider Weltkriege, für die vor dem Verwaltungseingang 1934 eine monumentale Anlage errichtet wurde. (55) Wegen ihrer verharmlosenden inhaltlichen Aussage und der irreführenden Bildmotive beschränkt sich die Bedeutung der Mosaik-Bildwand auf visuelle Qualitäten. Sie fällt in die Rolle eines schmückenden Beiwerks zurück.

Auch die Firma Daimler Benz wählte 1989 als Zwangsarbeiter-Denkmal ein Kunstwerk aus, das unabhängig von seiner späteren Widmung bereits 1982 als abstrakte Skulptur mit dem Titel "Tag und Nacht" von dem Bildhauer Bernhard Heiliger geschaffen wurde. (56) Eine zusätzliche Inschrifttafel stellt einen inhaltlichen Zusammenhang her und verknüpft die "Erinnerung an die Zwangsarbeiter im Zweiten Weltkrieg" mit der "Mahnung, den Frieden zu erhalten und die Würde freier Menschen zu verteidigen". Dass in den Daimler Benz Werken rund 20.000 Zwangsarbeiter beschäftigt wurden (57), ist auch hier nicht zu erfahren. Aber immerhin wird die Verstrickung des Konzerns in das nationalsozialistische Zwangsarbeitssystem ausgesprochen und dieser Firmengeschichte durch eine öffentliche Zeichensetzung gedacht. Die Volkswagen AG in Wolfsburg ließ anlässlich eines Symposiums über die Geschichte des "Volkswagenwerkes im Dritten Reich" am 9.10.1991 auf dem Werksgelände einen Gedenkstein aufstellen. (58) Statt Bildhaftigkeit und voluminöser Zeichensetzung informiert eine Inschrift über die verschiedenen Personengruppen, die während des Nationalsozialismus im Volkswagenwerk Zwangsarbeit leisten mussten. Die Aufarbeitung der Firmengeschichte mündete hier in eine präzise Setzung und in eine konkretisierte Erinnerung.

## 7. GEDENKORTE FÜR DIE GESCHICHTE UND DIE GEGENWART

Die weltgehende Bildlosigkeit der Berliner Zwangsarbeitsgedenkorte zeigt, dass sich die Geschichte der Zwangsarbeit und die verschiedenen Opfer des nationalsozialistischen Lager- und Zwangsarbeitersystems nicht in typisierten Formen und Stilen erfassen lässt. Gerade weil die Verfolgungssituation so stark differiert, finden sich an den entsprechenden Berliner Gedenkorten



jeweils themen- und ortsspezifische Gedenkformen. Und weil mit vielen Orten verschiedene Opferbiographien und Täterbezüge verbunden sind, streben die meisten Zwangsarbeitergedenkorte eine verallgemeinerte Aussage an. Wünschenswert wäre es, dass bei einem künftigen Zwangsarbeitergedenken eine stärkere Einbindung historisch-informativer Konkretion gelingt. Zwar treten die bisherigen Zwangsarbeitergedenkorte in Berlin überwiegend durch eine textlich-informative Ansprache an den Betrachter in Erscheinung. Aber eine den historischen Tatsachen entsprechende Differenzierung der Aussage ist nur selten gegückt.

Die weitgehende Bildlosigkeit der Berliner Zwangsarbeitsgedenkorte ist außerdem das Symptom einer zunehmenden Versachlichung des Gedenkens und der damit einhergehenden pädagogischen Ansprache an die Betrachter. Die größere Distanz zum historischen Geschehen und der Verlust der authentischen Erinnerung deuten sich in dieser Versachlichung an. Die Stärke dieses tendenziell entemotionalisierten Gedenkens liegt darin, dass es nicht versucht, durch aufgesetztes äußeres, narratives Pathos Authentizität zu simulieren, wo es diese nicht mehr geben kann. Deshalb bemühen sich diese und andere Gedenkorte darum, jenseits einer traditionellen Gedenk-Ikonographie Werke zu schaffen, die sowohl der Vergangenheit als auch der Gegenwart eines historischen Ortes gerecht werden.

## Anmerkungen

(1) Vgl. Martin Schönfeld: Gedenktafeln in Ost-Berlin, Berlin 1991. Martin Schönfeld: Gedenktafeln in West-Berlin, Berlin 1993. Christiane Hoss/Martin Schönfeld: Gedenktafeln in Berlin, Berlin 2002.

(2) Dieser Analyse liegen die umfassenden Überblicksdarstellungen zu den Berliner Gedenkorten für Opfer des Nationalsozialismus von Stefanie Endlich zu Grunde. Vgl. Stefanie Endlich/Thomas Lutz: Gedenken und Lernen an historischen Orten. Ein Wegweiser zu Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus in Berlin, hrsg.v. Landeszentrale für politische Bildungsarbeit Berlin, Berlin 1998 (2. Auflage). Stefanie Endlich: Gedenkstätten in Berlin, in: Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.): Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus. Eine Dokumentation, Bd. II, Bonn 1999, S. 27-225. In der Folge als Bundeszentrale 1999 zitiert.

(3) Zahlenangaben nach Baruch Licht: "Fremdarbeiter", Zwangsarbeit im Nazi-Staat, in: Tribüne H. 151, 3. Quartal 1999, S. 75 f., hier S. 80. Wolfgang Benz/Hermann Graml/Hermann Weiß (Hrsg.): Enzyklopädie des Nationalsozialismus, Stuttgart 1997, S. 813/814.

(4) So Baruch Licht 1999, s. Anm. 3, S. 80.

(5) Heimkehr der verschleppten Sowjetbürger, in: Tagliche Rundschau, 9.9.1945. Die Zeitung sprach von 5.115.709 zurückgekehrten Sowjetbürgern.

(6) Angabe nach Andreas Lembeck: Befreit, aber nicht in Freiheit. Displaced Persons im Emsland 1945-1950, Bremen 1997, S. 128.

(7) Befehl 270 v. 16.8.1941, S. Anm. 6.

(8) Nach Herbert Diercks (Hrsg.): Verschleppt nach Deutschland! Jugendliche Häftlinge des KZ Neuengamme aus der Sowjetunion erinnern sich, Bremen o.J., S. 168/169, 176. S. weiter Anm. 6: Andreas Lembeck 1997, S. 132.

(9) Vgl. das Gedenkkreuz und den Gedenkstein auf dem Cimitero Militare Italiano aus dem Jahre 1958 auf dem Zehlendorfer Waldfriedhof, Potsdamer Chaussee 75-77.

(10) In der Literatur auch Erwin Kobber, s. Stefanie Endlich/Bernd Wurlitzer: Skulpturen und Denkmäler in Berlin, Berlin 1990, S. 314. Erwin Kobber schuf 1958, zusammen mit Johannes Milenz, auch das ebenfalls auf dem Marzahner Parkfriedhof gelegene sowjetische Ehrenmal.

(11) Trotz einer ersten Restaurierung 1987 zerfiel das Denkmal nachfolgend und wurde in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre abgetragen. Lokale Initiativen bemühen sich um eine Denkmalsneuschaffung, für die bereits ein Entwurf des Marzahner Bildhauers Michael Klein vorliegt. Demnach soll auf einer hochformatigen Stele eine gequälte Figur aufragen. Hinsichtlich seiner Größe versucht dieser Entwurf mit dem nahegelegenen Obelisk eines sowjetischen Ehrenmals zu konkurrieren.

(12) Zur Umgestaltung der Neuen Wache durch Heinrich Tessenow 1930-31 vgl. Daniela Büchten/Anja Frey (Hrsg.): Im Irgarten Deutscher Geschichte. Die Neue Wache 1818 bis 1993, Berlin 1993, hier Abbildungen S. 39 u. 41.

(13) Auf dem Gelände des Tierparks Friedrichsfelde, nahe dem Brehm-Haus (Raubtiere). Zur Einweihung des Denkmals gibt es in der Literatur unterschiedliche Angaben. Während Stefanie Endlich das Denkmal für 1965 ansetzt (Stefanie Endlich/Thomas Lutz: Gedenken und Lernen an historischen Orten, Berlin 1998, S. 119) nennt Holger Hübner (Das Gedächtnis der Stadt. Gedenktafeln in Berlin, Berlin 1991, S. 411) den Januar 1981 als Einweihungsdatum, was sich allerdings in der damaligen Tagespresse nicht bestätigt. Deshalb folge ich der Angabe Stefanie Endlichs.

(14) Vgl. Steglitzer Geschichtsblatt Nr. 8, o.J., vermutlich Frühjahr 1985, S. 1/2.

(15) Beschluss Nr. 443 der BVV Steglitz.

- (16) Vgl. Udo Goßwald: *Memories – Eine unvollständige Geschichte*. NCR in Neukölln, in: *Sand im Getriebe*. Neuköllner Geschichten, Berlin 1985, S. 189-202.
- (17) 1987 hatte eine Mitarbeiterin des West-Berliner Sachsenhausenkomitees auf einer Tagung in Moskau eine frühere Spandauer Lagerinsassin kennengelernt. 1988 wurde eine Gruppe früherer Häftlinge nach Spandau eingeladen. Die Einweihung der Gedenktafel fand schließlich im Beisein der Zeitzeuginnen statt. Vgl.: Helmut Bräutigam: *Außenlager Spandau. Das Konzentrationslager bei der Deutsche Industrie-Werke-Aktiengesellschaft*, hrsg.v. Bezirksamt Spandau von Berlin, Berlin 1990.
- (18) Richard von Weizsäcker/Helmut Kohl: *Nachdenken über unsere Geschichte / Reden zum vierzigsten Jahrestag des 8. Mai 1945*, hrsg.v. Presse- und Informationsamt der Bundesregierung Bonn, Bonn 1986, S. 20. Die Inschrift an der Neuen Wache nahm sich die Weizsäcker-Rede zur Grundlage.
- (19) Z.B. die Gedenktafel an der Vermögensverwertungsstelle beim Oberfinanzpräsidenten Berlin-Brandenburg, Alt-Moabit 143-145, oder der Mahnort Judenreferat in der Kurfürstenstraße 115/116.
- (20) Steglitz, Unter den Eichen 126/135.
- (21) Saalmanstraße 9, vgl. Martin Schönfeld: *Gedenktafeln in West-Berlin*, Berlin 1993, S. 109.
- (22) Hobrechtstraße 67, vgl. Gedenktafel für Franz Künstler, in: *Der Vorwärts*, 30.10.1946. Künstler hatte in der Firma Blache 1934-1941 als Maschinenschlosser gearbeitet.
- (23) Im Laufe der 1950er Jahre nahm man bei der Hamburger Werft Blohm und Voss eine Gedenktafel für die Widerstandsgruppe Bästlein-Jacob-Abshagen ab. Siehe Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.): *Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus. Eine Dokumentation*, Bd. I, Bonn 1995, S. 248. In der Folge als Bundeszentrale 1995 zitiert.
- (24) Gedenktafeln für betriebliche Widerstandsgruppen im Bezirk Reinickendorf: die Widerstandsgruppe um Anton Saefkow (Hermesdorfer Straße 14, 18.1.1988), die Widerstandsgruppe um Robert Uhrig (Eichborndamm 103, 23.2.1988) und die Widerstandsgruppe "Mannhart" (Berliner Straße 27, 1984).
- (25) Wendenschloßstraße 154/158, Haus 4.
- (26) Schreiben der SED Betriebsparteiorganisation des VEB Funkwerk Köpenick v. 11.5.1978 an die SED-Kreisleitung Köpenick, Vorlage an das Sekretariat der SED-Kreisleitung Köpenick v. 22.5.1978. In: *Unterlagen des Heimatmuseums Köpenick*, XIX Nr. 2057.
- (27) S. Ehrendes Gedenken, in: *Friedensender*, 27. Jahrgang, 19.9.1978, S.2.
- (28) Die Schaffung eines Zwangsarbeiter-Mahnmals im Bereich der Ausflugsgaststätte "Marienlust" wurde am 14.5.1981 im Kreiskomitee der Antifaschistischen Widerstandskämpfer Köpenick beraten und ein Arbeitsplan aufgestellt. Vgl. handschriftliche Aufzeichnung "Schaffung eines Mahnmals für die im Funkwerk während des 2. Weltkriegs untergebrachten, verschleppten Zwangsarbeiter", Mitte Mai 1981, in: *Unterlagen des Heimatmuseums Köpenick*, XIX Nr. 2057. Eine Beauftragung und Ausführung ist nicht überliefert.
- (29) Das Lager bestand seit 1941. Vgl. Kubatzki Berlin 2001, S. 147, Liste 10 Nummern 417 und 418. Einen Gedenkort für Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter gibt es nicht.
- (30) Vgl. Klaus Leutner: *Das KZ-Außenlager Lichtenfelde*, hrsg.v. Initiative KZ-Außenlager Lichtenfelde e.V., Berlin 2001, S. 39.
- (31) Vgl. Ruth Zantow: "Das sind doch Verbrecher..." Konzentrationslager Sachsenhausen. Außenlager Lichtenrade. In: *Geschichtswerkstatt Berlin-Lichtenrade* (Hrsg.): *Direkt vor der Haustür. Berlin-Lichtenrade im Nationalsozialismus*. Berlin 1990.
- (32) S. Helmut Bräutigam: *Arbeiterstadt "Große Halle"*, hrsg.v. Evangelisches Waldkrankenhaus Spandau, Berlin 1997. Hans J. Reichardt/Wolfgang Schäche: *Von Berlin nach Germania. Über die Zerstörungen der "Reichshauptstadt" durch Albert Speers Neugestaltungsplanungen*, Berlin 2001 (2. Auflage), S. 185 ff. Die als feste Steinbauten projektierten Planungen wurden nur zu einem Drittel ausgeführt.
- (33) Eine erste provisorische Gedenktafel wurde bereits am 27.1.2001 angebracht.
- (34) Das komplett erhaltene Gebäudeensemble steht seit 1995 unter Denkmalschutz. Um die Berliner Geschichtswerkstatt e.V. hat sich ein Initiativkreis gegründet, der für die teilweise leerstehenden Gebäude die Einrichtung einer Gedenk-, Dokumentations- und Informationsstätte zum Thema Zwangsarbeit anstrebt. Der Berliner Senat sprach sich im Juli 2001 für die Schaffung einer solchen Dokumentationsstätte aus.
- (35) Vgl. die Gedenktafel am Handwerkervereinshaus in der Sophienstraße 18 ("Sophiensäle", Mitte, 1957), die Gedenktafel für tschechische Zwangsarbeiter in der Joachimstaler Straße (Charlottenburg, 2000) oder die Gedenktafel (1995) in der Sophie-Scholl-Schule in Schöneberg und das dazugehörige Gedenkzeichen (2002).
- (36) Christiane Hoss/Martin Schönfeld: *Gedenktafeln in Berlin*, Berlin 2002, S. 201.
- (37) S. Bundeszentrale 1999, S. 150.
- (38) Die beiden unterschiedlichen Kategorien wurden auf einer Konferenz Ende Oktober 1945 in Leipzig eingeführt. Zusätzlich erhielt jede Gruppe einen gesonderten Ausweis. Vgl. Olaf Groehler: *SED, VVN und Juden in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands (1945-1949)*, in: *Jahrbuch für Antisemitismusforschung* 3, hrsg.v. Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin, Berlin 1994, S. 282 ff.
- (39) In "Unser Appell", Zeitung der VVN, Nr. 6/1947.
- (40) Außerdem finden sich an einer dieser Grabstellen Opfer der euphemistisch "Euthanasie" genannten nationalsozialistischen Krankenmorde. Mündliche Mitteilung der Friedhofsverwaltung am 10.5.2002.
- (41) Walter Bartel: *Berlin grüßt die Antifaschisten Deutschlands und der Welt*, in: *Neues Deutschland*, 10.9.1948, S. 2.

- (42) Dresden, Moritzburger Landstraße 299, 1989 gestaltet von der Dresdener Bildhauerin Thea Richter, s. Bundeszentrale 1999, S.654/55.
- (43) 1985 von Klaus Balke geschaffen, s. Bundeszentrale 1995, S.587.
- (44) 1990 geschaffen von Wolfram Isele, s. Bundeszentrale 1995, S. 30.
- (45) 1964/65 geschaffen von dem Bildhauer Karl Mertens, s. Bundeszentrale 1999, S. 335/336.
- (46) 1983 geschaffen von Fritz Stein, s. Bundeszentrale 1995, S. 217/218. Das Denkmal befindet sich am Standort eines Außenlagers des KZ-Neuengamme, dessen Häftlinge den U-Boot-Bunker 'Valentin' bauen mussten.
- (47) Bornhagenweg, 1987 geschaffen von Michael Blaumeister und Fritz Bürki.
- (48) So Michael Blaumeister nach Bundeszentrale 1999, S. 176.
- (49) Zeitgleich mit der Realisierung der Gedenkinstallation schuf Norbert Radermacher zusammen mit Jutta Satori und Ingo Kratik 1994 den Film "Gelände gezeichnet", der die Umnutzung des früheren Lagergeländes dokumentiert und der heutigen Nutzung derjenigen umliegenden Orte nachspürt, die mit in das Neuköllner Lager einbezogen waren. Zum Ablauf und Ergebnis des künstlerischen Wettbewerbes vgl. Leonie Baumann: Wettbewerb Gedenkstätte KZ-Außenlager Sonnenallee, Berlin-Neukölln, in: Kunst am Bau Info, Nr. 32, Berlin Mai 1990. Senatsverwaltung für Bau- und Wohnungswesen von Berlin (Hrsg.); Gedenkstätte KZ-Außenlager Sonnenallee Berlin-Neukölln, Bericht der Vorprüfung/Protokoll des Preisgerichts, Berlin 1989.
- (50) Die Aufgabenstellung des Wettbewerbes forderte ein "Gedenkzeichen", das die Zwangsarbeit thematisiere und Informationen vermittelt: "Der Auslöser erwartet eine Lösung, die Anstoß zu Nachfragen, Rückfragen, Erinnerung und Gedenken ermöglicht. / Es ist ein Konzept zu entwickeln, das mit einfachen künstlerischen Mitteln (z.B. Markierungskonzepte, Dokumentationskonzepte) auf das Geschehen und seine Zusammenhänge zeichnerisch verweist. / Die Arbeit soll Fragen aufwerfen und informieren." S. Senator für Bau- und Wohnungswesen von Berlin (Hrsg.): Ausschreibung Gedenkstätte KZ-Außenlager Sonnenallee Berlin-Neukölln, Berlin 1989.
- (51) Vgl. Bronzetafel: Gedenken an jüdische Frauen aus Polen, in: Berliner Morgenpost, 7.11.1991.
- (52) Das Denkmal entstand als eine kollektive Arbeit der Schüler der Sophie-Scholl-Schule mit der Lehrerin Andrea Busse und der Bildhauerin Christina Artola. Die Einweihung erfolgte am 5.5.2002.
- (53) Stefanie Endlich: Der Riß in der Geschichte. Anmerkungen zur Berliner Siemens-Gedenktafel, in: Dachauer Hefte, 16. Jg., 2000 (Heft 16), S. 210 ff.
- (54) Seit der Verwendung dieses Satzes in der Ansprache des Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker zum 8. Mai 1985 findet sich der Ausspruch auf vielen Mahnmalen und Gedenktafeln. Während Richard von Weizsäcker in seiner Rede das vollständige Zitat – "Das Vergessenwollen verlängert das Exil, und das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung." – aufführte, beschränken sich die meisten Inschriften jedoch nur auf die letzten fünf Wörter. In dieser Reduktion des Zitats manifestiert sich eine Suche nach einer schnellen symbolischen Entschuldung und einer raschen Befreiung von Schuldgefühlen. S. Richard von Weizsäcker 1985, wie Anm. 18, S. 23.
- (55) Ehrenmal für die Gefallenen der Siemenswerke von Hans Hertlein mit einem Adler von Joseph Wackerle sowie einer erweiternden Gedenktafel aus dem Jahre 1970.
- (56) Die Aufstellung erfolgte am 10.1.1989 in Stuttgart-Untertürkheim vor dem Firmenmuseum. Zu der Auswahl dieser Arbeit kam es durch die persönliche Bekanntschaft zwischen Bernhard Heiliger und Edzard Reuter, dem damaligen Vorstandsvorsitzenden der Daimler Benz AG, Auskunft der Bernhard-Heiliger-Stiftung Berlin, Marc Wellmann. Abbildung in: Siegfried Salzmann/Lothar Romain: Bernhard Heiliger, Frankfurt (Main)/Berlin 1989, S. 340.
- (57) S. Bundeszentrale 1995, S. 90.
- (58) Südstraße vor Sektor 2, s. Bundeszentrale 1995, S. 481. Bereits im März 1991 hatten Auszubildende ein selbstentworfenes Denkmal nahe dem Ausbildungszentrum auf dem Werksgelände errichtet. Die Inschrift des Gedenksteins lautet: "Zum Gedenken an Tausende / von Zwangsarbeitern und / Zwangsarbeiterinnen, / die als rassisch und po- / litisch Verfolgte, als / Kriegsgefangene und aus / den vom Dritten Reich / besetzten Ländern Euro- / pas Deportierte im Volks- / wagenwerk für RÜ- / stungsanstrengungen / und den Krieg eines ver- / brecherischen Systems / gelitten haben." Zit. n. Bundeszentrale 1995, S. 481.



## Liste der Denkmale, Gedenksteine und Gedenktafeln für Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter in Berlin

### Charlottenburg-Wilmersdorf

Joachimstaler Straße 12  
Gedenktafel für tschechische Zwangsarbeiter  
Anbringung 7.10.2000

### Friedrichshain-Kreuzberg

Virchowstraße  
Gedenktafel für polnische Verfolgte des Nationalsozialismus und Denkmal des polnischen Soldaten und deutschen Antifaschisten  
Anbringung der Gedenktafel 1.9.1995, Einweihung des Denkmals 14.5.1972

### Lichtenberg-Hohenschönhausen

Am Tierpark / Ecke Sewanstraße  
Gedenktafel für die Häftlinge des Lagers Wuhlheide  
Aufstellung 19.4.2000

### Lichtenberg-Hohenschönhausen

Am Tierpark, im Tierpark Friedrichsfelde (nahe Brehm-Haus)  
Denkmal für die Häftlinge des Lagers Wuhlheide  
Aufstellung 1985

### Lichtenberg-Hohenschönhausen

Konrad-Wolf-Straße 31-32 St. Hedwigs-Friedhof (Abteilung 17a/Hedwig und Abteilung 20/Hedwig)  
Gedenksteine für holländische und belgische Opfer des Nationalsozialismus  
Aufstellung um 1954/55

### Lichtenberg-Hohenschönhausen

Konrad-Wolf-Straße 31-32 St. Hedwigs-Friedhof (Nordende des Friedhofs Abteilung 42,43,44/Hedwig)  
Gedenkstein für sowjetische Opfer des Nationalsozialismus  
Aufstellung um 1954/55

### Marzahn-Hellersdorf

Walter-Leistikow-Weg (Mahlsdorfer Friedhof)  
Gedenkstein für Opfer des 2. Weltkriegs

### Marzahn-Hellersdorf

Wiesenburger Weg Parkfriedhof  
Denkmal für Opfer der Vereinten Nationen  
Aufstellung 1951, Abtragung Mitte der 1990er Jahre, Neuschaffung in Vorbereitung

### Mitte

Große Hamburger Straße 26 (an der Friedhofsmauer)  
Gedenktafel für Opfer des Krieges

### Mitte

Gustav-Meyer-Allee 25  
Gedenktafel für polnische Zwangsarbeiter  
Anbringung 1.9.1995

### Mitte

Sophienstraße 18  
Gedenktafel zur Geschichte des Handwerkervereinshauses  
Anbringung Juni 1987

### Neukölln

Sonnenallee 181-189, Ecke Thiemannstraße auf dem Sportplatz  
Gedenktafel für Zwangsarbeiterinnen des KZ-Außenlagers Sonnenallee  
Aufstellung 6.11.1991

### Neukölln

Sonnenallee 181-189, Gehwegbereich an der Kleingartenkolonie "Kühler Grund"  
Gedenkinstallation KZ-Außenlager Sonnenallee  
Einweihung 16.5.1994

### Reinickendorf

Sandhauser Straße, Gemeindefriedhof Heiligensee  
Gedenksteine für Opfer des Zweiten Weltkrieges

### Reinickendorf

Schönfließer Straße 13-19  
Gedenktafel für Zwangsarbeiter, KZ-Häftlinge und Kriegsgefangene  
Anbringung 22.7.1997

### Spandau

Pichelswerder Straße 9-11  
Gedenktafel für ausländische Zwangsarbeiterinnen  
Aufstellung 28.11.1989

### Spandau

Pionierstraße 82, Friedhof "In den Kisseln"  
Ehrenfeld 143

Gedenktafel für Opfer des Faschismus Aufstellung 21.7.1988

#### **Spandau**

Rohrdamm 85, Gebäudehof im Siemens Forum, nicht öffentlich

Gedenkwand für die Zwangsarbeiter der Firma Siemens

Einweihung im Frühjahr 1997

#### **Steglitz-Zehlendorf**

Lange Straße, Friedhof Lankwitz

Gedenkstein für Opfer des Nationalsozialismus

#### **Steglitz-Zehlendorf**

Potsdamer Chaussee 75-77, Waldfriedhof Zehlendorf (Cimitero Militare Italiano)

Gedenkstein für italienische Zwangsarbeiter und Kriegstote

Aufstellung 1958

#### **Steglitz-Zehlendorf**

Unter d Eichen 126/135

Gedenktafel am Standort des SS-Wirtschaftsverwaltungshauptamts und eines KZ-Außenlagers

Anbringung 17.11.1988

#### **Steglitz-Zehlendorf**

Wismarer Straße 26-36

Gedenktafel und Denkmal zur Erinnerung an das KZ-Außenlager Lichtenfelde

Anbringung der Gedenktafel im Frühjahr 2001, Einweihung des Denkmals am 31.10.2000

#### **Tempelhof-Schöneberg**

Bornhagenweg

Mahnmal für das KZ-Außenlager Lichtenrade

Aufstellung 1987

#### **Tempelhof-Schöneberg**

Eißholzstraße/Pallasstraße

Gedenkzeichen für Ostarbeiterinnen und Ostarbeiter

Einweihung 5.5.2002

#### **Tempelhof-Schöneberg**

Eißholzstraße 34-37, im Eingang der Sophie-Scholl-Oberschule

Gedenktafel für sowjetische Zwangsarbeiter Scholl-Schule

Anbringung 8.5.1995

#### **Treptow-Köpenick**

Britzer Straße 1-3

Gedenktafel zur Erinnerung an das Zwangsarbeiterlager Niederschöneweide

Aufstellung 11.7.2001

#### **Treptow-Köpenick**

Wendenschloßstr 154/158

Gedenktafel für ausländische Zwangsarbeiter Anbringung 8.9.1978

## Open Air Ausstellung "Verschwundene Orte"

des Prenzlauer Berg Museums zur Geschichte der Zwangsarbeit im Stadtbezirk Prenzlauer Berg.



Markierte Zwangsarbeiter-Arbeits- und Lagerstandorte im Kiez um die Schönhauser Allee/Ecke Danziger Straße. Aufsteller an der Pappelallee 3

Foto Martin Schönfeld

Die Bezirksmuseen Pankow haben bislang für die Ortsteile Pankow, Prenzlauer Berg und Weißensee 258 Adressen ermittelt, an denen während des 2. Weltkrieges zu- meist ausländische Arbeitskräfte Zwangsarbeit leisten mussten oder Unterkünfte für diese Menschen bestanden.

An 11 Stationen im Stadtraum weisen Informationstafeln auf unterschiedliche Arbeits- und Lebensbedingungen von Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern hin (bis Ende August). Luftbild- und Karten- ausschnitte ermöglichen eine Re- konstruktion der stadträumlichen Lage. Dokumente und Zeitzeugen- aussagen veranschaulichen die Lebensbedingungen tausender ausländischer Zivilarbeiter, Kriegs- gefangener und jüdischer Zwangs- arbeiter während des Krieges im Nordosten Berlins.

Das Prenzlauer Berg Museum veranstaltet am **Sonntag, den 7. Juli 2002 um 11 Uhr** eine geführte Fahrradrundfahrt zum Thema und zu den einzelnen Standorten. Treff- und Ausgangspunkt ist die Galerie im Pferdestall, Kulturbrauerei, Knaackstraße 97, die auch noch bis zum 14.7.2002 Standort der Aus- stellung zur Zwangsarbeit im Bezirk Pankow – Geraubte Zeit. Zeugen der Zwangsarbeit im Nordosten Berlin 1938-1945 – ist.

### Informations- und Schautafeln befinden sich an folgenden Orten:

1. Pappelallee 3
2. Fröbelstraße/Ecke Ella-Kay-Straße
3. Greifswalder Straße/Ecke Anton-Saefkow-Straße
4. Greifswalder Straße/Ecke Cohnstraße
5. Hamburger Platz
6. Langhansstraße 64
7. Rennbahnstraße/Ecke Gustav-Adolf-Straße
8. Prenzlauer Promenade/Am Steinweg
9. Neue Schönhauser Straße 31
10. Görschstraße 16
11. Kollwitzstraße 52



Erinnerung – Dokumentation – Begegnung

Förderkreis Zwangsarbeiterlager Berlin-Schöneeweide  
Hasselwerderstraße 36, 12439 Berlin-Treptow

Förderkreis für ein  
Dokumentations- und  
Begegnungszentrum  
zur NS-Zwangsarbeit  
in Berlin-Schöneeweide

Hasselwerderstraße 36  
12439 Berlin-Treptow

[www.zwangsarbeit-in-berlin.de](http://www.zwangsarbeit-in-berlin.de)

## Sommerprogramm zur NS-Zwangsarbeit: Vom vergessenen Lager zum Dokumentationszentrum?



Das Gelände des letzten noch komplett erhaltenen Berliner Zwangsarbeiterlagers wird im Sommer erstmalig für längere Zeit zugänglich gemacht. Vom 25. Juni bis zum 28. September finden Lesungen und Führungen, Kunst- und Schülerprojekte, Zeitzeugenbegegnungen und Werkstattgespräche statt. In den leerstehenden Baracken informieren kleine Ausstellungen über die Zwangsarbeit im nationalsozialistischen Berlin und Brandenburg, über Begegnungsinitiativen und Erinnerungs-Projekte.

Berlin, 22.06.02

Die im Förderkreis zusammengeschlossenen Initiativen (Berliner Geschichtswerkstatt, Bund der Antifaschisten Treptow, Kulturlandschaft Dahme-Spreewald u.a.) bekräftigen damit die politische Forderung, hier ein Dokumentationszentrum zur NS-Zwangsarbeit einzurichten.

Unterstützt von:

Berliner Geschichtswerkstatt e.V.  
Bund der Antifaschisten e.V.  
Bezirksamt Treptow-Köpenick  
SVV Treptow-Köpenick  
Stiftung SPI  
Kulturlandschaft Dahme-Spreewald e.V.  
Sanierungsbeauftragte und Betriebsvertretung von Niederschöneeweide  
Kreisverband Bündnis 90/Grüne Treptow-Köpenick  
Interessierte BürgerInnen

Mit dem Programm macht der Förderkreis für ein Dokumentations- und Begegnungszentrum zur NS-Zwangsarbeit in Berlin-Schöneeweide auf das denkmalgeschützte Gelände aufmerksam. Rundgänge, Kunst- und Schülerprojekte nutzen die leerstehenden Baracken – zeitweilig – als lebendigen Erinnerungsort. Gemeinsam mit anderen Initiativen wird die Konzeption für eine dauerhafte, angemessene Nutzung des Lagergeländes weiterentwickelt. Auf Sommergesprächen tauschen KooperationspartnerInnen und Interessierte in lockerer Runde Erfahrungen aus und diskutieren neue Ideen. Im Juni und Juli geht es um den Themenkomplex Pädagogik und Begegnung. Der September widmet sich den Aspekten Bewahren und Gedenken, Forschung und Dokumentation.

**Ort:** Alle Veranstaltungen finden, wenn nicht anders angegeben, auf dem Lagergelände in der Britzer Str. 1 – 3 in Berlin-Treptow statt. Sie erreichen es in 10 Minuten zu Fuß vom S-Bhf Schöneeweide (von der Grünauer Straße/Adlergestell bei der Shell-Tankstelle halblinks abbiegen, Bus 165 und 167).

Genauere Informationen zum Ort, zum Förderkreis, zum aktuellen Programm und den eingeladenen Gästen finden Sie unter <http://www.zwangsarbeit-in-berlin.de>.

### Öffnungszeiten:

Zu allen Veranstaltungen, nach Vereinbarung und:

Freitag, 28.6., 16 – 20 Uhr und Samstag, 29.6., 10 – 14, 16 – 18 Uhr

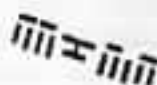
Freitag, 05.7., 16 – 20 Uhr und Samstag, 06.7., 10 – 14, 16 – 18 Uhr

Freitag, 06.9., 16 – 20 Uhr und Samstag, 07.9., 10 – 14, 16 – 18 Uhr

## Sommerprogramm zur NS-Zwangsarbeit

Sommerprogramm zur NS-Zwangsarbeit:  
Vom vergessenen Lager  
zum Dokumentationszentrum?

2



### Juni / Juli: Eröffnung, Begegnung, Pädagogik, Vernetzung

Ein Schülerprojekt mit Zeitzeugenbegegnung und drei Sommergespräche nähern sich im Juni und Juli folgenden Fragen: Welche pädagogische Zielsetzung soll das Dokumentations- und Begegnungszentrum zur NS-Zwangsarbeit haben? Welche Ideen und Erfahrungen gibt es bei Initiativen und Institutionen aus den Bereichen der lokalen Zwangsarbeiterforschung, der Gedenkstättenpädagogik und der antirassistischen Bildungsarbeit? Wie kann die Erinnerungsarbeit im 21. Jahrhundert aussehen? Welche Rolle spielt dabei der authentische, aber exemplarische Ort des letzten Berliner Zwangsarbeiterlagers? Soll das Dokumentationszentrum lokal, regional, national oder international ausgerichtet sein?

**Freitag, 21. Juni 2002**

**11.00 Uhr: Pressegespräch**

**Dienstag, 25. Juni 2002**

**18.00 Uhr: Eröffnungsveranstaltung**

u.a. mit Jean van Adorp.

**Anschließend Rundgang über und um das Lagergelände.**

**22. – 28. Juni 2002: Zeitzeugenbegegnung**

Der ehemalige polnische Zwangsarbeiter Bolesław Zajaczkowski besucht u.a. den Parkfriedhof Marzahn und das Archenhold-Gymnasium in Treptow.

**24. – 29. Juni 2002: Projektwoche im Archenhold-Gymnasium**

mit öffentlicher Präsentation am Samstag, 29. Juni 2002, in der neben dem Lager gelegenen Schule (Rudower Str.)

**Dienstag, 2. Juli 2002**

**17.00 Uhr: Sommergespräch über Schülerprojekte zur NS-Zwangsarbeit**

Helmuth Bauer ist Filmemacher und stellt mit Spandauer Jugendlichen sein Zeitzeuginnen-Filmprojekt vor. Petra Zwaka und Marion Neumann vom Jugendmuseum Schöneberg berichten über methodische Ansätze und Erfahrungen in der Vermittlung von NS-Geschichte an Jugendliche. Gabi Friedländer vom Bund der Antifaschisten berichtet über das Schulprojekt an der Archenhold-Oberschule in Berlin-Treptow. Katharina Oguntsoye von der Berliner Geschichtswerkstatt präsentiert eine Arbeitsmappe für Jugendliche.

**Dienstag, 9. Juli 2002**

**17.00 Uhr: Rundgang**

**18.00 Uhr: Sommergespräch über Gedenkstättenpädagogik und internationale Begegnungsprojekte**

Yvonne Nägel ist Wirtschaftliche Leiterin der Jugendbegegnungsstätte Ravensbrück und hat Erfahrungen mit Internationalen Workcamps. Kerstin Engelhardt arbeitet für das Fritz-Bauer-Institut und die DGB-Jugendbildungsstätte und berichtet über aktuelle Tendenzen der gedenkstättenpädagogischen Diskussion.

**Dienstag, 16. Juli 2002**

**17.00 Uhr: Rundgang**

**18.00 Uhr: Sommergespräch über das Dokumentationszentrum zwischen lokaler Spurensuche und internationaler Vernetzung**

Thomas Lutz vom Gedenkstättenreferat der Topographie des Terrors stellt Fragen zum Stellenwert des Dokumentationszentrums in der Gedenkstättenlandschaft. Anita Hebbinghaus vom Deutsch-Russischen Austausch berichtet über Internationale Freiwilligenarbeit.

Sommerprogramm zur NS-Zwangsarbeit:  
Vom vergessenen Lager  
zum Dokumentationszentrum?

3



### **August/September: Forschung, Dokumentation, Bewahren und Gedenken**

Ein Gespräch stellt Forschungs- und Erinnerungs-Initiativen aus dem Berliner Umland vor und fragt, welchen Stellenwert das Dokumentationszentrum für Brandenburg und darüber hinaus haben kann. Ein Gespräch sowie andere Veranstaltungen im September thematisieren die Gestaltung des Lagergeländes als Gedenkort: Was ist die Besonderheit des letzten Berliner Zwangsarbeiterlagers als authentischer, exemplarischer Ort? Welche Gestaltung und Nutzung des Ortes ist historisch-pädagogisch wünschenswert, welche ist baulich und organisatorisch möglich? Welche Erfahrungen und Ideen gibt es von anderen Orten? Ein Gespräch zum Komplex Forschung und Dokumentation diskutiert, welche Rolle ein Dokumentationszentrum für die zukünftige Zwangsarbeiter-Forschung in Berlin spielen kann. Welche Aufgaben und Perspektiven hat diese Forschung nach Abschluss der bezirklichen Projekte im Jahr 2003? In welcher Form soll das in verschiedenen Initiativen und Museen zusammengetragene lokalhistorische Wissen gesammelt und erschlossen werden? Welche weitere Forschung ist für das Dokumentationszentrum nötig?

#### **Dienstag, 27. August 2002**

**17.00 Uhr: Rundgang**

#### **18.00 Uhr: Sommergespräch mit Initiativen in Brandenburg**

- Irmgard Carl: Das Projekt „Zwangsarbeiterschicksale in der Region Dahme-Spreewald“
- N.N.: Zwangsarbeit im „Speckgürtel“ und die Rolle des Dokumentationszentrums für Brandenburg

#### **Freitag, 30. August 2002: Berliner Denkmaltag (im Renaissance-Theater!)**

Im Rahmen des 16. Berliner Denkmaltages zum Thema „Denkmalinitiativen – Bürgerinitiativen. Alte und neue Wege in der Denkmalpflege“ stellt Cord Pagenstecher das Projekt vor.

#### **Dienstag, 3. September 2002**

**17.00 Uhr: Rundgang**

#### **18.00 Uhr: Sommergespräch zum Lager als Denkmal und Gedenkort**

- Udo Dittfurth: Architektonische Ideen für die Umgestaltung des Lagergeländes
- Institut für Kunst im Kontext der Universität der Künste: Künstlerische Ideen für die Umgestaltung des Lagergeländes
- N.N.: Gedenkort der Zwangsarbeit in Berlin. Die Perspektive des Denkmalschutzes

#### **Donnerstag, 5. September 2002**

#### **18.00 Uhr: Sommergespräch über die Zwangsarbeiterforschung in Berlin**

- Bernd Roder, Helmut Bräutigam (angefragt): Perspektiven der zukünftigen Zwangsarbeiter-Forschung in Berlin und die Rolle des Dokumentationszentrums
- Cord Pagenstecher/Gisela Wenzel: Der Forschungsstand zum Lager Britzer Straße

#### **Sonntag, 8. September 2002**

#### **11.00 und 14.00: Tag des Offenen Denkmals (Treff: S-Bhf Schöneweide!)**

Rundgänge über und um das Lagergelände mit Cord Pagenstecher

#### **Dienstag, 10. September 2002**

#### **18.00 Uhr: Auf dem Weg zum Dokumentations- und Begegnungszentrum**

Konzeptionelle Abschlussdiskussion im Licht der vorangegangenen Gespräche

#### **Samstag, 28. September 2002**

#### **14.00 Uhr: Vom vergessenen Lager zum Dokumentationszentrum?**

Rundgang der Volkshochschule Treptow mit Cord Pagenstecher

*Terminänderungen vorbehalten. Infos unter [www.zwangsarbeit-in-berlin.de](http://www.zwangsarbeit-in-berlin.de)*



Die Open Air Ausstellung **Coexistence** in Berlin 10. Juni bis 10. Juli 2002



Die Ausstellung Coexistence auf dem Platz der Republik (oben) und entlang der Scheidemannstraße (unten)  
Fotos Martin Schönfeld

## Der Blick des anderen

Museumsleiter Raphie Etgar über die Ausstellung „Coexistence“

*Herr Etgar, vor mehr als zwei Jahren wurde in Jerusalem ihr „Museum On The Seam“ eröffnet. Was ist das Konzept dieses Hauses?*

Wir bieten im Museum, das auf der Grenze zwischen dem arabischen Ost- und dem jüdischen West-Jerusalem steht, Sichtweisen an und Wege, miteinander zu leben. Wir wollen Offenheit herstellen. Solche Brücken zu bauen, dauert manchmal Jahre, manchmal reicht ein Augenblick, um sie wieder einzureißen. Wir beschäftigen uns aber nicht nur mit dem Nahen Osten, sondern auch mit anderen Konflikten. Wir zeigen zum Beispiel, wie das Problem des geteilten Berlin ohne einen Schuss gelöst wurde.

*Ist es möglich, in Zeiten palästinensischer Selbstmordattentate und israelischer Militäraktionen über Vertrauen zu reden?*

Der Terror ist die Folge von Frustration und der Unfähigkeit, die Bedürfnisse des anderen zu erkennen. Das Museum möchte die Sicht der jeweils anderen Seite zeigen; wir wollen alle Menschen erreichen, auch die Araber. Wir zeigen, was aus Strategien derer entsteht, die keine Kompromisse wollten. Die Besucher durchlaufen zwölf Stationen, wo sie mit harten Ereignissen konfrontiert werden. Am Ende können sie im Konferenzraum über das Gesehene diskutieren.

*Ihre Ausstellung unter dem Titel „Coexistence“ tourt durch die ganze Welt.*

Das Museum ist sehr klein. Deshalb vergrößern wir die Bühne. Wir haben weltweit etwa 200 Designer gebeten, Poster zum Thema „Coexistence“ zu entwerfen. Die israelischen und palästinensischen Medien bieten kaum positive Ansätze, um die wir uns aber bemühen.

*Kunst statt Politik?*

Kunst kann die Meinung der Menschen nicht ändern. Aber die Reaktionen auf unserer Tournee machen uns Mut. Wobei wir in jeder Stadt andere Unterstützer und Sponsoren haben. In Berlin ist es die Dresdner Bank. Außerdem beziehen wir die Bevölkerung mit ein und werden nicht nur die Poster vor dem Reichstag aufstellen, sondern veranstalten eine Podiumsdiskussion, eine Filmreihe und laden Schulkinder am 20. Juni zum „Coexistence-Day“ ein.

*Die Ausstellung als „work in progress“?*

Wir fügen bei jeder Station Bilder hinzu. Auch in Berlin wird es einen Wettbewerb unter Kunststudenten geben. Die Gewinner können an der Ausstellung teilnehmen.

*Was reizt Sie an Berlin als Ausstellungsort?*

Wir gehen vor allem in Städte, die Ähnlichkeiten mit Jerusalem aufweisen oder in denen es ungelöste Konflikte gibt. Schließlich ist auch in Berlin wegen der Teilung noch heute Misstrauen, Unverständnis und Intoleranz zu finden.

*„Coexistence“ machte auch in Sarajewo Station. Dort haben Christen gegen Muslime gekämpft, es gibt eine aktive jüdische Gemeinde. Wie kam die Ausstellung dort an?*

Die Spannung, die seit Kriegsende in der Luft liegt, führte zu großer Offenheit. Für die meisten vermittelten die Poster nicht nur ästhetische Botschaften, sondern auch ein Stück Leben.

*Wird die Ausstellung auch in der arabischen Welt gezeigt?*

Ursprünglich wollten wir die Poster nach Gaza schicken. Mittlerweile käme das einem Selbstmord gleich. Ich bedaure das sehr, freue mich aber, dass wir „Coexistence“ in Um Al-Fahum zeigen werden – der größten arabischen Stadt Israels.



DIALOGKÜNSTLER: Raphie Etgar. Foto: Uwe Steinert

„Coexistence“, vom 10. Juni bis 10. Juli, Pariser Platz. Filmreihe vom 13. 6. bis 11. 7., Arsenal-Kino. Podiumsdiskussion mit Klaus Staeck, Christoph Stözl, Elisabeth Schweeger, Andres Veiel und Moderator Hellmuth Karasek am 18. Juni, 18.30 Uhr, Dresdner Bank, Pariser Platz

Die Open Air Ausstellung **Coexistence** in Berlin 10. Juni bis 10. Juli 2002

# Der Traum vom Frieden

Die internationale Plakatausstellung „Coexistence“ macht Station in Berlin

VON CHRISTINA TILMANN

„Coexistence“, was ist das? Weiße Hände, die sich in schwarze verknöten. Ein weißer Rabe inmitten von schwarzen. Ein weißes und ein schwarzes Ei, aneinandergelehnt. Schwarze Hände, die eine weiße umfassen. Schwarze Hände auf weißem Hintergrund. Ein weißer Fuß auf schwarzem Hintergrund. Ein weißer und ein schwarzer Mann, die einander anmalen. Ein schwarzer Mann mit Bierbauch – und einer, dem eben diese Bierbauchform ein Loch in den Magen gefressen hat. Piktogramme von schwarzen und weißen Männern mit Pfeilen, kopfüber. Oder ein Paar weißer Hände, mit einem schwarzen Schraubstock verklammert.

Die Vereinigung der Gegensätze, das friedliche Nebeneinander von Völkern, Religionen und Kulturen ist ein schöner Traum – mehr denn je zurzeit in Israel und den arabischen Ländern. Das „Museum on the Seam“ in Jerusalem, einst auf Anregung des Jerusalemer Bürgermeisters Teddy Kollek vom Plakatkünstler Raphie Etgar gegründet, schickt eine Ausstellung von etwa 30 Plakaten rund um die Welt. Künstler aus vielen Ländern haben ihre Vision zum Thema Zusammenleben auf drei mal fünf Meter großen Plakaten festgehalten. Nach Stationen in Jerusalem, Belfast, Sarajewo und Bern sind die Werke nun für vier Wochen in Berlin vor dem Reichstag zu sehen.

Die Erfahrung einer geteilten Stadt, der unfreiwilligen Koexistenz verschiedener politischer Kulturen, teilt Jerusalem mit manchen der Stationen, auch mit Berlin, wie Bundespräsident Wolfgang Thierse in seiner Eröffnungsrede betont. Ob es ein Zusammenleben ist, ein Nebeneinanderher-Leben oder schlicht ein Über-Leben – das sind Nuancen angesichts der schier unlösbaren Konflikte im Nahen Osten. Friedliche Koexistenz wäre

schon ein unerhörter Fortschritt, so Thierse, um im nächsten Gedankenschritt konsequent zu den Aporien des Themas zu gelangen. Auf die deutsche Politiklandschaft bezo-

den in Deutschland. Es ist aber auch plakative Kunst. Eine leicht verständliche Sprache, die über Sprachgrenzen hinweg funktioniert, eine Botschaft, die schnell und unmissverständlich ankommt. Die Bombe, die im Flug zerbricht, die Brücke zwischen zwei Menschen, die Mona Lisa aus Flaggen oder das Herz aus einer Luftbild-Aufnahme: All das wird jeder lesen können, in Kapstadt, in Amsterdam, Um el-Fachem oder New York.

Und trotzdem: Heißt es nicht, die Kunst – und sei es in guter Sache – zur Propagandakunst zu machen, wenn man ihr einseitig den Auftrag erteilt, einen Beitrag zu leisten für eine bessere Welt? Wie man komplexe Konflikte thematisiert, zeigt derzeit die Documenta 11 in Kassel. Es mag der vergleichsweise friedlichen Gesellschaft in Deutschland geschuldet sein, dass man sich bei den bunten Freiheitsbildern, bei der Sehnsucht nach Gerechtigkeit für „Coexistence“ etwas mehr Sperrigkeit, etwas mehr Verstörung wünschen würde. Vielleicht ist es ja die Gewöhnung etwa an jene schockierende Benetton-Werbung eines Olivero Toscani, die uns diese Traumbilder vom Frieden ein wenig harmlos erscheinen lässt.

Auf einem Plakat aus Zimbabwe führen beide Fahrstreifen in Richtung „Coexistence“: Auch die unterschiedlichen Arten, mit Plakatkunst der Politik auf die Sprünge zu helfen, können und sollen getrost parallel existieren.

gen, beklagte Thierse die „gefährliche Mischung aus Aversion und Aggression“ und forderte, dass es „keine Toleranz gegenüber den Intoleranten“ geben dürfe.

Plakatkunst sei per se politische Kunst, so Paul Spiegel, Präsident des Zentralrats der Ju-

Platz der Republik, bis 10. Juli 2002. Der Katalog kostet 20 Euro. Am 18. Juni Podiumsdiskussion „Geist und Macht – Was kann Kunst in der Politik bewirken?“ mit Christoph Ströbl, Klaus Staack, Elizabeth Schweeger und Andres Veiel, Moderation Hellmuth Karasek. Am 20. Juni sind Berliner Schulen von 9 - 13 Uhr zum „Coexistence Day“ geladen.

Der Tagesspiegel, 12.06.2002

Foto (unten) Martin Schönfeld





Die Open Air Ausstellung **Coexistence** in Berlin 10. Juni bis 10. Juli 2002

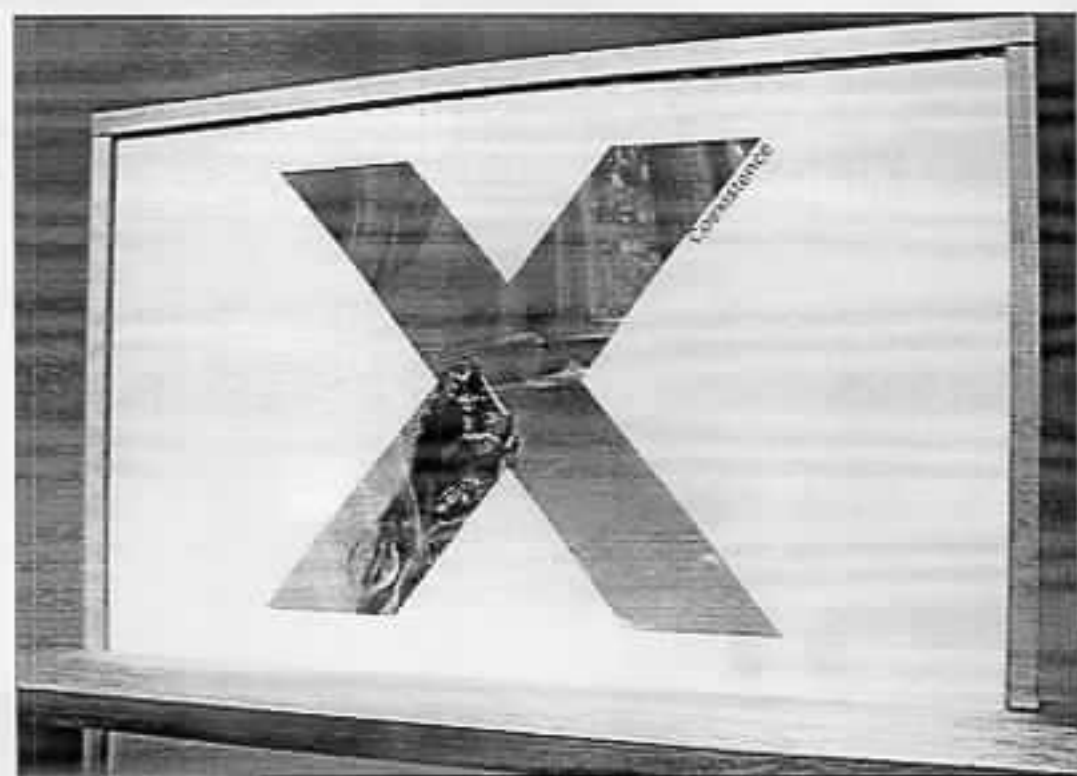


oben: Zur Eröffnung der Ausstellung sprechen Bundestagspräsident Wolfgang Thierse (links) und Raphie Etgar (rechts), Leiter des Museums on the Seam Jerusalem  
Fotos Sonja Mühlberger

unten: Paul Spiegel, Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, zeichnet die Gewinner des Kunstwettbewerbes der Berliner Universität der Künste aus: Dennis Paul (links) und Dominik Schumacher (Mitte)  
Foto Martin Schönfeld

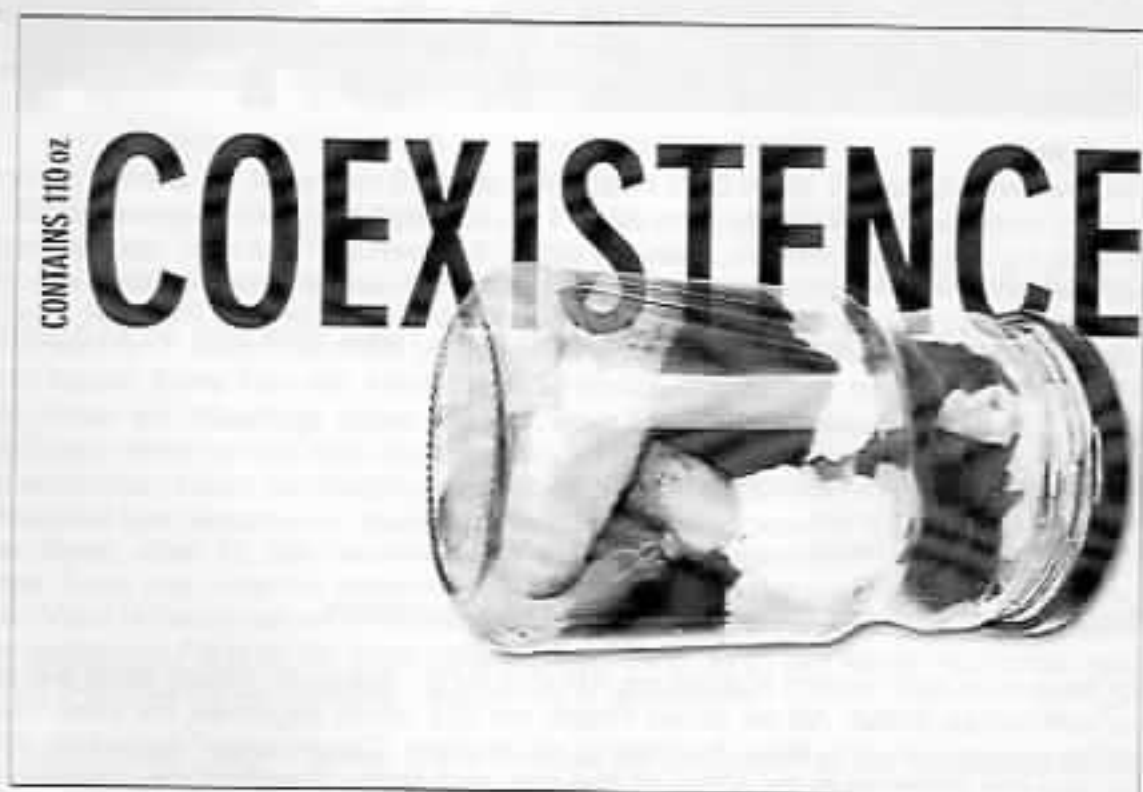
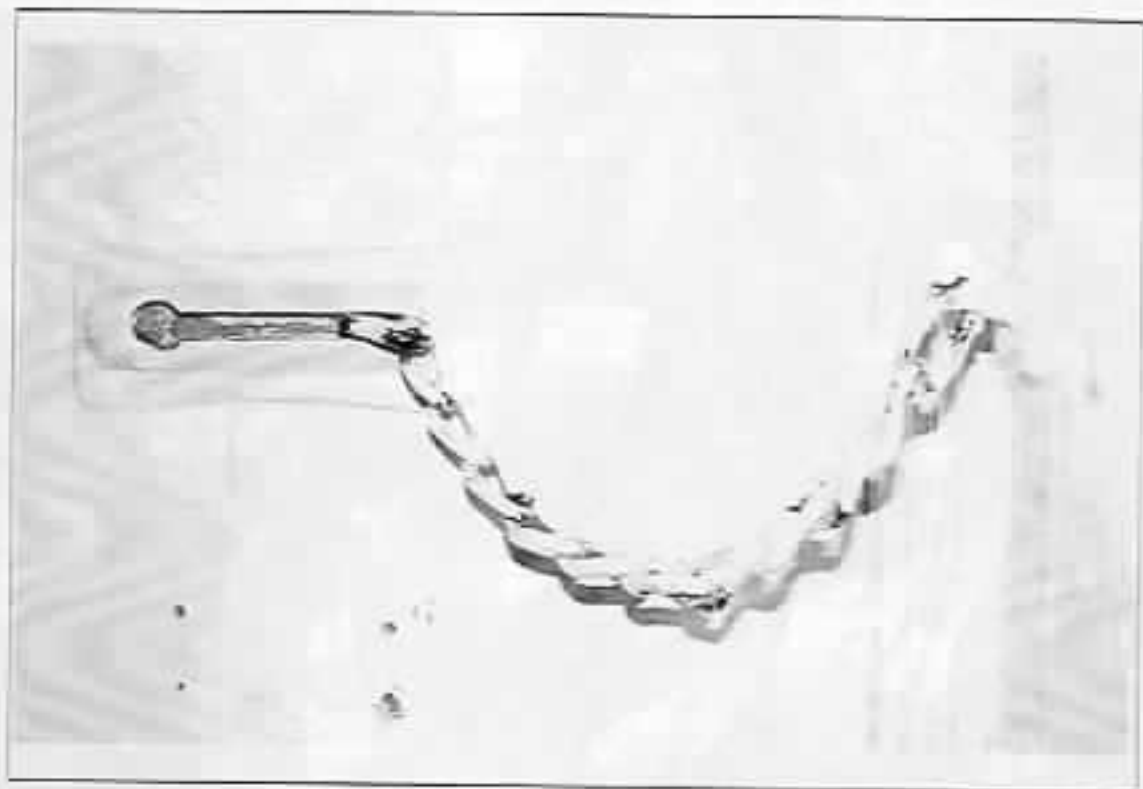


## Der Plakatwettbewerb Coexistence der Universität der Künste Berlin



Die Entwürfe der gleichwertigen ersten Preisträger von Dennis Paul (oben) und Dominik Schumacher (unten)

## Der Plakatwettbewerb Coexistence der Universität der Künste Berlin



Die Entwürfe der gleichwertigen dritten Preisträger von Lisa Rave/Ole Häntzschel/Jakob Schillinger „Nachbarschaft“ (oben) und Monika Hoinkis „Mixed Pickles“ (unten)



## Die Ausstellung Haymatloz – Exil in der Türkei 1933-1945 in Hannover



Foto B. Rump

### Christine Fischer-Defoy

zur Eröffnung der Ausstellung Haymatloz – Exil in der Türkei 1933-1945 am 13.5.2002 in Hannover

Sehr geehrter Herr Ministerpräsident Gabriel,  
sehr geehrter Herr Perels,  
meine Damen und Herren

Bugün burada bu sergiyi açmaktan büyük mutluluk duyuyorum.

Ich freue mich sehr, unsere Ausstellung "HAYMATLOZ - Exil in der Türkei" heute hier in Hannover eröffnen zu dürfen. Als wir dieses Projekt vor fünf Jahren begannen, hat keiner von uns zu hoffen gewagt, daß sich diese Ausstellung so zu einem "Dauerbrenner" entwickeln würde. Neben den drei Stationen in der Türkei ist dies nun, nach Berlin, Frankfurt/Oder, Heidelberg, Osnabrück, Rheine, Mörfelden-Walldorf, Braunschweig, Rendsburg, Köln und Münster die elfte Station in der Bundesrepublik, und noch immer gehen neue Anfragen bei uns ein. Der umfangreiche Ausstellungskatalog, der neben einführenden Aufsätzen sämtliche Tafeltexte und Dokumente enthält - jedoch leider nur auf deutsch - ist inzwischen in einer zweiten, verbesserten Auflage

erschienen. Über diese große Resonanz freuen wir uns sehr, und ich möchte mich herzlich bei dem Verein "Gegen Vergessen – Für Demokratie" bedanken, daß er uns in der Vermittlung dieser und weiterer Ausstellungsorte unter seine Fittiche genommen hat.

Worum geht es? Zwischen 1933 und 1945 sind insgesamt etwa 1000 deutschsprachige Emigranten in die Türkei geflohen oder aus Angst vor einer Rückkehr nach Deutschland dort geblieben – die Lange Liste, die Sie in der Ausstellung sehen, enthält viele der von uns bisher erfaßten Namen – es sind 1040 und es kommen immer Weitere hinzu. Dazu gehören auch Menschen aus Ihrer Stadt, auf die ich gerne noch näher eingehen möchte. Das ist die bereits erwähnte große Familie um Fritz Neumark: Antonie Neumark, die Mutter von Fritz Neumark, sie folgte als Jüdin ihrem Sohn 1940 in die Türkei. Erica Neumark, seine protestantische Ehefrau, ging mit ihm 1933 nach Istanbul und blieb bis 1952 in der Türkei. Fritz Neumark, der in Hannover geborene Wirtschaftswissenschaftler, der 1933 als Professor von der Universität Frankfurt am Main entlassen wurde, übernahm in Istanbul eine Professur der Wirtschaftswissenschaft an der Universität, er wurde wie seine Frau 1940 von Deutschland ausgebürgert und gründete 1946 das finanzwissenschaftliche Institut in der Türkei. Er war Regierungsberater für die Steuerreform und kehrte 1950 nach Deutschland zurück. Matthias Neumark, geb. 1927 als Sohn von Erica und Fritz Neumark, verbrachte in Istanbul seine Schul- und Jugendjahre, er ging 1947 zum Studium in die USA und lebte zeitweise auch in der BRD. Seine Schwester Veronika Neumark, geb. 1931 wurde Psychologin, verließ Deutschland 1933, sie kehrte 1950 mit den Eltern zurück nach Frankfurt und übersiedelte später in die USA.

Dann finden wir dort in unserer Liste die Familie Weinberg: Der jüdische Hannoveraner Kaufmann Emanuel Weinberg übersiedelte 1940 zu Neumarks nach Istanbul. Auch er wurde 1940 ausgebürgert und ging später in die USA. Seine jüdische Frau Else Weinberg war die Schwester von Fritz Neumark, sie emigrierte 1940 in die Türkei und folgte ihrem Mann von dort aus 1958 in die USA. Marga Weinberg, geb. 1922 als Tochter von Else und Emanuel Weinberg, wurde im Jahr ihrer Emigration in die Türkei 1940 ausgebürgert und ging später in die USA. Die Tochter Ellen und der Sohn Peter Weinberg waren mit einem Kindertransport nach den Niederlanden geschickt worden, sie haben überlebt, sahen aber ihre Eltern und Geschwister erst nach dem Krieg wieder.

(...)

Fritz Neumark gehörte zu den ersten Experten, die gleich 1933 in die Türkei vermittelt wurden. Vor der Übersiedelung in die Türkei besuchte die Familie noch einmal ihre Verwandten in Hannover. Hier hatte der Vater von Fritz Neumark, Jacob Neumark, ein Zeugwarengeschäft am Klagesmarkt, das zunächst vom jüdischen Schwiegersohn Emanuel Weinberg weitergeführt werden konnte. Auch Neumark galt nach den Rassegesetzen als "Jude", weil beide Eltern jüdischer Konfession waren, er selbst hatte sich jedoch bereits 1920 als "konfessionslos" in den Akten registrieren lassen. Seine Frau war, ebenso wie die Kinder, evangelisch getauft. Die Kinder galten jedoch fortan als "Mischlinge ersten Grades", was, wie Matthias Neumark berichtet, "dazu führte, daß wenn einer von uns beim Kartenspielen an der Reihe war zu mischen, unsere Eltern uns dazu ermahnten, indem sie 'Mischling, misch!' sagten." Matthias Neumark erinnert sich auch an den Abschied von Deutschland: "Nachdem die Zukunft geklärt worden war, machte sich meine Mutter daran, alles für das bevorstehende Abenteuer vorzubereiten. Wir besuchten die Großmutter, Tante und Vettern in Hannover (...), um Abschied zu nehmen. Im September trafen wir meinen Vater in Genua, wo wir gemeinsam das Schiff in die Türkei bestiegen. Nach einer für mich abenteuerlichen Fahrt an der Küste Italiens herab, dann durch den Kanal von Korinth nach Athen – und Besichtigung der Akropolis – kamen wir in Istanbul an."

Fritz Neumark erinnert 1980 in seinem Buch "Zufucht am Bosphorus" an die Anfangsschwierigkeiten in der Türkei: "Viele von uns benahmen sich zumindest anfänglich wie 'boches', will sagen ungeschlecht, verletzend grob, wenn nicht gar roh und überheblich. Die uns wegen unserer Arbeitssucht entgegengebrachte Anerkennung darf eben nicht mit menschlicher Bewunderung gleichgesetzt werden." Er war, wie sich viele seiner Mitemigranten erinnern, einer der ersten Professoren, die ihre Vorlesungen in türkischer Sprache hielten und rasch als Berater für den

Erneuerungsprozeß der Türkel herangezogen wurden. Er gehörte, anders als später seine Familienangehörigen Weinberg, zu den sogenannten "Prominenten" unter den Türkel-Emigranten, die noch heute in der Türkei in hohem Ansehen stehen.

Auch den sog. Prominenten blieben jedoch die Schwierigkeiten nicht erspart, die sich aus den wechselvollen Beziehungen ihres Gastlandes zu Deutschland ergaben. Vom Auswärtigen Amt des Dritten Reiches und der deutschen Botschaft in Ankara wurde die Mitarbeit deutscher Experten zunächst begrüßt, erhoffte sich das Regime doch, durch gute Beziehungen zur Türkei einen Bündnispartner gegen die Sowjetunion zu gewinnen. Bald erregten jedoch die Berufungen der überwiegend jüdischen Wissenschaftler Verdacht. Fritz Neumark berichtet von seiner Begegnung auf einer offiziellen türkischen Veranstaltung mit dem reichsdeutschen Botschaftsrat von Keller in Istanbul: "Dieser fragte mich, ob ich schon länger in der Türkei sei, und, als ich das bejahte, sagte er: 'Wie seltsam, daß wir uns noch nie getroffen haben. Seit wann sind Sie denn in Istanbul?' Als ich darauf antwortete: 'Seit 1933, Exzellenz' folgte die kurze, vielsagende, wenn auch kaum taktvoll-diplomatische Entgegnung: 'Ach so, darum.'"

Neben der Prominenz unter den Türkel-Emigranten gab es aber auch eine große Anzahl von Menschen ganz unterschiedlicher Berufe, Gewerbetreibende und Handwerker sowie Ehefrauen und Kinder, die ihren Männern und Vätern in die Türkei folgten. Zu dieser zweiten Gruppe gehört sicher auch die Hannoveraner Familie Weinberg aus der Oelzenstraße 6 – auch wenn sie durch die familiären Beziehungen zu Fritz Neumark noch bessere Startbedingungen hatten als andere. Während der "Kristallnacht" wurde ihr vom Großvater Neumark übernommenes Geschäft am Klagesmarkt demoliert und geplündert. Emanuel Weinberg gehörte, wie Matthias Neumark berichtet, "zu jenen deutschen Juden, die überzeugt waren, daß sie als Verwundete und ausgezeichnete Frontkämpfer des Ersten Weltkrieges nie vom Regime angegriffen werden würden." Weinberg war Mitglied der "Zion-Loge", die wegen "Staatsfeindlichkeit" von den Nationalsozialisten aufgelöst wurde. Die Familie emigrierte Anfang Mai 1940 in die Türkei, die Besitztümer in Deutschland, unter anderem das Grundstück im Wert von 115 000 RM, wurden als "staatsfeindliches Vermögen" eingezogen. Emanuel Weinberg arbeitete in Istanbul als Deutschlehrer, Eise Weinberg, arbeitete als Klavierlehrerin, Marga Weinberg, schlug sich als Privatlehrerin in einer türkischen Familie durch.

(...) Trotz dieser genannten Schwierigkeiten erzählen die von uns hier dokumentierten Lebensgeschichten von einer allen gemeinsamen Grunderfahrung: der Gastfreundschaft, die ihnen in der Türkei entgegengebracht wurde, die sich bis heute als große Dankbarkeit in Briefen und Autobiographien widerspiegelt. Lassen Sie mich noch einmal Fritz Neumark zu Wort kommen: "Mein tiefer, aufrichtiger Dank an die türkische Republik, die so vielen Kollegen und anderen deutschen Emigranten nicht nur Unterkunft, sondern auch adäquate Arbeitsmöglichkeiten in einer Zeit geboten hat, während der für die meisten von uns in unserem Geburtsland lebensbedrohende Verhältnisse herrschten."

Ich danke Monika Gödecke und den Organisatoren von "Gegen Vergessen – Für Demokratie" sowie all Ihren Helferinnen und Helfern beim Aufbau der Ausstellung für Ihre Gastfreundschaft in diesem Hause und wünsche ihnen damit viel Erfolg, eine gute Resonanz und interessante Gespräche mit hoffentlich vielen deutschen und türkischen Hannoveranern.

Tesekkür ederim!





## Sinngemäße Übersetzung:

Ministerpräsident Gabriel eröffnete Ausstellung

### DIE TÜRKEN HABEN UNS EINE LEKTION IN MENSCHLICHKEIT ERTEILT

Der Ministerpräsident des Bundeslandes Niedersachsen, Sigmar Gabriel, der zusammen mit seiner türkischen Ex-Ehefrau Munise Demirel auftrat, sprach bei der Eröffnung der Ausstellung mit dem Titel „Haymatloz“ in Hannover davon, dass die junge Türkische Republik und Atatürk eine Lektion in Menschlichkeit erteilten, als sie Flüchtlinge aus Deutschland aufnahmen.

Gabriel erklärte, dass in der Zeit von 1933 bis 1945 deutsche Wissenschaftler wie auch Angehörige der jüdischen Gemeinschaft, die vor dem Terror der Nazis flüchteten, die Türkei als Heimat wählten. Weiter betonte er, dass die deutsch-türkische Freundschaft eine 800jährige Geschichte habe. Gabriel sagte: „Der 1933 einsetzende Nazi-Terror zwang viele Deutsche zur Flucht. Die Türkei bot diesen Menschen Zuflucht und nahm sie bei sich auf. Diese Menschen fanden jedoch mehr als nur Zuflucht in der Türkei, viele von ihnen erlangten am Bosphorus ihre Persönlichkeit zurück.“

Weiter sagte Gabriel: „Obwohl die wirtschaftliche Lage schlecht war, bot die Regierung unter der Führung von Atatürk den Emigranten Zuflucht. Atatürk, der in einer Rede an das türkische Volk erklärt hatte, ‚Alles Alte muss fallen‘ gab diesen Gast-Emigranten eine Chance. Die Akademiker fanden in ihrem eigenen Beruf Arbeitsmöglichkeit. Diese Menschen befreiten sich von den Eindrücken des Asyls und des Exils und wurden zu Arbeitskollegen der Menschen, mit denen sie zusammengearbeitet haben. Wir haben von den Türken ein Stück Menschlichkeit gelernt.“

### Die menschliche Ebene der Beziehungen wird ans Licht gebracht

Bei der Eröffnung der Ausstellung Haymatloz, die gestern in den Räumen der Hannoverschen Volkshochschule eröffnet wurde, beendete Gabriel seine Ausführungen mit dem Hinweis, dass die Ausstellung mit Blick auf die menschliche Ebene der deutsch-türkischen Beziehungen besonders wichtig sei. Dr. Christine Fischer-Defoy hingegen, Sprecherin des Vereins Aktives Museum Berlin, der diese Ausstellung realisiert hat, behauptete, dass die in der Türkei lebenden Deutschstämmigen nach dem Tod Atatürks Probleme bekamen. Weiter sagte sie, dass nicht alle Personen, die damals in der Türkei gelebt haben, festgestellt werden konnten, sondern dass nur die Namen von 1040 Personen bekannt seien. „1938 gingen 42 Prozent aller türkischen Exporte nach Deutschland, 1939 waren es 60 Prozent. In einer Rede, die der damalige Ministerpräsident Ismet İnönü 1942 hielt, sagte er: ‚Die Türkei ist nicht Asylland für alle, die anderswo abgewiesen wurden.‘ Nach dieser Phase und mit dem Ende des Krieges begannen etliche der ‚Haymatlozen‘ zurückzukehren.“, berichtete sie.

**Bildunterschrift links: Gabriel nahm mit seiner Ex-Ehefrau Munise teil.** Der für seine türkenfreundliche Haltung bekannte Ministerpräsident des Bundeslandes Niedersachsen, Sigmar Gabriel, eröffnete die Ausstellung mit dem Titel „Haymatloz“ in den Räumen der Volkshochschule Hannover gemeinsam mit seiner früheren türkischen Ehefrau Munise (mit weißem Kleid).

**Bildunterschrift rechts oben: Bis zum 6 Juni geöffnet.** Die Ausstellung, die noch bis zum 6 Juni geöffnet sein wird, wird mit einer Reihe von Aktivitäten begleitet. Am Abend des Mittwoch, 29. Mai, wird Nevfel Cumart Gedichte lesen und nach der Tagung mit Dr. Arif Çalar am Abend es Freitag, 31. Mai, wird ein Konzert unter der Leitung von Prof. Erika Lux zum Thema „Musik des Exils“ am Montag, 3. Juni, durchgeführt.

**Bildunterschrift rechts unten: Ministerpräsident Gabriel lobte aus Anlass seiner Eröffnungsrede zu der Ausstellung die Türkei und Atatürk.**

(Übersetzt vom Referat für interkulturelle Angelegenheiten der Landeshauptstadt Hannover)

## Rezension

**Kemal Bozay: Exil Türkei. Ein Forschungsbeitrag zur deutschsprachigen Emigration in der Türkei (1933-1945)**, hrsg. v. Reimer Gronemeyer, Roland Schopf, Brigitte Weißmeier, in: *Fremde Nähe. Beiträge zur interkulturellen Diskussion*, Band 15, Münster 2001.

Der Autor des 131-Seiten-Bandes wurde 1969 in der Türkei geboren und lebt heute als Politologe in Köln. Im Dezember 1997 nahm er an einem dreitägigen Symposium an der Technischen Universität in Istanbul teil, das ihn dazu anregte, sich intensiver mit der Thematik "Exil Türkei" zu beschäftigen. Sein Interesse bezog sich nicht nur auf die historische Bedeutung des Themas, sondern auch auf die "Anknüpfungspunkte und Parallelen zur Gegenwart", die neue Sichtweisen und Impulse auf die aktuelle Türkisch-Kurdische Migration ermöglichen könnten. (s. einleitende Danksagung)

Abgesehen von der Einleitung ist die Arbeit in vier, bezüglich des Umfangs recht unterschiedliche Kapitel gegliedert: Zunächst wird der Aufbau der kemalistischen Republik erläutert, darauf folgt das Thema "Die Kemalistische Hochschulreform und die deutsche Emigration", dann werden die deutsch-türkischen Beziehungen thematisiert und schließlich geht es um die "Nachwirkungen des Exils". In einem „Anhang“ befindet sich die etwas gekürzte Fassung eines Vortrages, den Kurt Heilbronn auf dem oben erwähnten Symposium hielt, und zwei Interviews, die der Autor im Zusammenhang mit der Ausstellungseröffnung von "Haymatloz" im Januar 2000 mit Cornelius Bischoff bzw. Edzard Reuter führte.

Der Autor behauptet eingangs, er sei motiviert gewesen, die "Nachforschungen in den Seminaren und Bibliotheken der Universitäten Istanbul und Ankara sowie in mehreren Gesprächen mit Zeitzeugen fortzusetzen und zu vertiefen". Dies erweckt den Eindruck, als wenn er auch – wenn nicht gar hauptsächlich! – mit türkischem Material arbeiten wollte. Daher ist man als Leserin zunächst erstaunt, dass kaum türkische Veröffentlichungen zitiert werden. Auf Seite 85 erfährt man dann ganz nebenbei, dass "türkische Behörden keinen Zutritt zu den Archivunterlagen der dreißiger Jahre gestatten".

Leider wurden auch keine Zeitzeugengespräche mit Türken geführt, die sich beispielsweise bei früheren Mitarbeitern der deutschen Emigranten angeboten hätten. Als Zeitzeugen werden lediglich – abgesehen vom Anhang – die ehemaligen Emigranten zitiert, die das Aktive Museum am 9.1.2000 in der Akademie der Künste befragte und deren Ausführungen dann im Mitglieder-rundbrief veröffentlicht wurden.

Statt dessen findet man bei einer Durchsicht der Anmerkungen vor allem die Namen "Widmann", gefolgt von "Neumark", "Hirsch" und "Schwartz". Das Unterkapitel "Die Kontakte des Kreisauer Kreises im türkischen Exil" wird demgegenüber hauptsächlich aus den entsprechenden Forschungen von Martin Schönfeld zum Thema gespeist.

Ganz unversehens ist das Buch dann zu Ende. Gerade wurden noch die sogenannten politischen Folgen des Exils dargelegt, indem die Betätigungsfelder von Fritz Baade, Ernst Reuter und Fritz Neumark nach 1945 erläutert wurden, da ist man schon beim Anhang angelangt. Die beiden letzten Sätze des Autors heißen: "In seinen verschiedenen Tätigkeitsfeldern engagierte sich Neumark für die Türkei. Seine Eindrücke und Erlebnisse aus der Emigrationszeit fasste er 1980 in einem Buch unter dem Titel 'Zuflucht am Bosphorus' zusammen." (S.109)

Auf das Vorhaben, "Anknüpfungspunkte und Parallelen zur Gegenwart" zu bilden, kommt der Autor nicht mehr zu sprechen.

Ähnlich enttäuschend geht der Autor bereits in der Darlegung des Forschungsstands vor, die er etwas irreführend "Literarische Rezension" nennt. Hier berichtet er auch von dem delikaten Problem mit dem türkischen Botschafter in Berlin anlässlich der Ausstellungseröffnung von "Haymatloz". Bozay schreibt über den Botschafter: "Er nahm Anstoß daran, dass sowohl in der Ausstellung als auch in dem Ausstellungskatalog der Genozid an die Armenier in der Türkei aufgegriffen und thematisiert wurde." (S.20) Dann folgen der Brief des Botschafters und das Antwortschreiben von Christine Fischer-Defoy jeweils als Zitat.

Auch hier fehlt jeglicher Kommentar.

Insgesamt kann das Versprechen von einem "Forschungsbeitrag" – wie es im Untertitel heisst – nicht eingelöst werden. Vielmehr ließe sich von einer Gesamtschau der Veröffentlichungen bis



2001 sprechen. Das spiegelt sich auch im Literaturverzeichnis wider, wo weder Archive bzw. Aktenmaterial noch Zeitzeugengespräche vorkommen.

Absolut nebensächlich in diesem Zusammenhang ist das Foto auf dem Cover. Da es aber meiner Meinung nach ein vollkommener Fehlgriff ist, möchte ich es doch erwähnen: Eine erwachsene Person mit Rucksack und Kind an der Hand entfernen sich von einem überhöhen Stacheldrahtzaun, der den Bildvordergrund dominiert. Die Personen laufen auf einen nur schemenhaft zu erkennenden Häuserblock zu. Diese Szenerie wird vom Mond beleuchtet und weckt so Assoziationen an "Nacht- und Nebelaktionen". Bedenkt man, wie geregelt – für damalige Zeiten! – die Übersiedlung der Emigranten in die Türkei geschah, ist das Foto die perfekte Antithese zur historischen Wirklichkeit.

Sabine Hillebrecht

### Die Ausstellung „Holocaust“ im Deutschen Historischen Museum

Von Mitte Januar bis Anfang April wurde im Deutschen Historischen Museum die Ausstellung „Holocaust – Der nationalsozialistische Völkermord und die Motive seiner Erinnerung“ gezeigt. Die Ausstellung wurde von ca. 100 000 Besuchern gesehen und ist in der Öffentlichkeit viel und größtenteils überaus kritisch besprochen worden. Im folgenden sollen der konzeptionelle Ansatz der Ausstellung sowie einige inhaltliche Aspekte dargestellt und diskutiert sowie einige geschichtspolitische Erörterungen angestellt werden.

Die Ausstellung teilt sich in zwei große Teile. Im ersten wird die Geschichte des Holocaust mit seiner Vorgeschichte geschildert, im zweiten wird der Umgang mit dieser Geschichte nach 1945 vor allem in Deutschland dargestellt. Ein an diesen Teil anschließendes Kapitel soll drei große Gedenkstätten in Polen, Israel und den USA vorstellen.

Konzeptioneller Ansatz der Ausstellung war der Versuch, über Fotos, Originaldokumente und Artefakte historisches Wissen zu vermitteln. Auf erläuternde Texte wurde weitgehend verzichtet. Die Ausstellung beginnt mit dem Abschnitt Integration und Antisemitismus in Deutschland 1914-33 und fährt im ersten Teil mit den Kapiteln „Ausgrenzung und Vertreibung der jüdischen Bevölkerung 1933-39“, „der Weg in den Völkermord 1939-41“ und „der nationalsozialistische Völkermord 1941-45“ fort. Hiermit, und daran zeigt sich eine grundlegende Schwierigkeit der Ausstellung, ist die Vernichtung der europäischen Juden gemeint. Der Völkermord an den Sinti und Roma oder Pläne für die „rassische Neuordnung Europas“ bleiben ausgespart. Eine grundlegende Definition dessen, was mit dem Terminus Holocaust genau gemeint ist, fehlt. Der Begriff meint universal nicht das Gleiche, sondern ist umstritten und erfordert Klarstellungen. Gerade wenn im letzten Teil internationale Gedenkstätten vorgestellt werden, hätte den Ausstellungsmachern auffallen müssen, dass in diesen Einrichtungen der Holocaust unterschiedlich definiert wird. Die intensiven Diskussionen der letzten 15 Jahre in den USA aber auch bspw. um die Gedenkstätte Auschwitz hätten hier aufgegriffen werden müssen. Der Massenmord an Behinderten wird erwähnt, aufgrund fehlender Erläuterungen bleibt jedoch unklar, ob er in einer weiten Definition des Holocaust zu diesem gezählt wird oder erwähnt wird, weil das Tötungspersonal der Heil- und Pflegeanstalten später beim Massenmord an den Juden eingesetzt wurde. Der Bischof von Münster, von Galen, der als einer der wenigen öffentlich gegen die Euthanasiemorde protestierte, wird mit einem Bild gezeigt, sein Protest blieb die erste Zeit in der Ausstellung jedoch unerwähnt. Erst aufgrund vielfacher Nachfragen wurde eine Erläuterung nachgereicht. So ist es durchgängig in der Ausstellung, Zusammenhänge bleiben unklar, sachliche Erläuterungen fehlen. Die Dokumente sollen für sich selber sprechen. Dieser Ansatz ist mindestens naiv, museologisch rückwärtsgewandt und an einigen Beispielen zeigt sich, dass selbst die Ausstellungsmacher vor verfälschenden historischen Aussagen nicht gefeit waren. Wenn eine SA-Uniform vor einem Bild mit Arbeitslosen vor einer Suppenküche ausgestellt wird, so ist der offensichtlich evozierte Zusammenhang, dass die Menschen zur SA gegangen sind, weil sie arbeitslos und hungrig waren. Dass ideologische Prädispositionen, rassistische Vorurteilsstrukturen und eine völkische Mentalität ebenso wesentliche Merkmale waren, geht bei solcher Reduktion verloren.

Ein Verständnis historischer Zusammenhänge wird damit unmöglich. Dass Dokumente, Fotografien und Artefakte der Erläuterung und Kontextualisierung bedürfen, ist in den letzten Jahren und Jahrzehnten viel diskutiert worden, hat sich offensichtlich jedoch nicht überall herumgesprochen. Weitere Beispiele lassen sich finden. Was soll Erich Mühsams Schreibmaschine in der Ausstellung? Die Beliebigkeit von Eindrücken durch willkürlichen Einsatz von Artefakten ist fast zwangsläufig. Im Holocaust-Museum in Washington ist eine Hollerithmaschine ausgestellt, um den Einsatz moderner Technologie bei der Ermittlung der Opfer zu verdeutlichen. (Dass auch dies zu vereinfachenden Schlussfolgerungen Anlass geben kann, haben die Diskussionen der letzten Jahre um die Rolle von IBM bei der Vorbereitung des Massenmordes gezeigt.) Der Kontext, in dem die Hollerithmaschine steht, ist klar eingegrenzt. Mühsams Schreibmaschine hingegen steht im Bereich über die Etablierung des Konzentrationslagersystems. Der Zusammenhang zum Holocaust bleibt unklar, bei den Besuchern geweckte Assoziationen werden beliebig. Verkürzt und falsch werden die historischen Zusammenhänge auch, wenn beim Anschluss Österreichs nur die jubelnde Zustimmung eines Großteils der Bevölkerung gezeigt wird. Der Umstand, dass die österreichische Regierung und tausende Menschen in Konzentrationslager gesperrt wurden, dass also auch hier Terror und Massenhysterie zusammen gesehen werden müssen, hätte mindestens der Erwähnung bedurft.

Positiv erwähnt werden muss, dass das gezeigte Material interessante und neue Dokumente und Objekte enthält, die dem Besucher mit fachspezifischem Vorwissen neue Einsichten ermöglicht.

Dass die Diskussionen der letzten Jahre innerhalb der Gedenkstätten offensichtlich nicht mitverfolgt wurden, zeigt sich am Ende des ersten Teils der Ausstellung, in dem Filmaufnahmen der befreiten Konzentrationslager großformatig gezeigt werden, mit Leichenbergen, einzelnen Ermordeten und Überlebenden, die dennoch gedemütigt und entwürdigt sind. Neben dieser erneuten Entwürdigung der Opfer wird hier pädagogisch auf eine Art und Weise agiert, die jegliche Kenntnis des angemessenen Umgangs mit diesem Material vermissen lässt. Hier wäre ein sensibler Umgang mit historischen Filmaufnahmen notwendig gewesen, der zwischen Dokumentationspflicht, der Würde der Opfer aber auch dem moralischen Überwältigungsverbot gegenüber den Besuchern einen Weg gesucht hätte.

Lassen sich im ersten Teil der Ausstellung noch insgesamt grobe Linien der Geschichtserzählung feststellen, so verändert sich der zweite Teil zu einem Sammelsurium der Beliebigkeit. Wahlos werden hier Entwicklungen und Debatten der „Vergangenheitsbewältigung“ nebeneinander ausgestellt, rein formalistisch dokumentiert ohne auf die Inhalte diese gesellschaftlichen Debatten einzugehen oder die Akteure dieser Auseinandersetzungen kenntlich zu machen.

Der bundesrepublikanische Umgang mit dem Nationalsozialismus wird, ähnlich dem der DDR, zusammenhangslos anhand einzelner Ereignisse dargestellt. Hier zeigt sich erneut die definitive Unschärfe der gesamten Ausstellung. Der Massenmord an den europäischen Juden erfasst das System Nationalsozialismus nicht erschöpfend. Die Debatten um die nationalsozialistische Vergangenheit in der Bundesrepublik und der DDR beschränkten sich nie auf den Massenmord. Im Gegenteil, häufig wurde genau dieser Teil der Geschichte aus der Erinnerung ausgespart. Der Rahmen innerhalb dessen sich mit dem Nationalsozialismus auseinandergesetzt wurde, wurde vor allem durch die Gegenwart des Kalten Krieges bestimmt. Es ist viel zu kurz gegriffen, die Beschäftigung in der DDR als staatlich reglementiert zu disqualifizieren und Versäumnisse in der Bundesrepublik als Versäumnisse Einzelner darzustellen. Boten die Ausstellungen über die DDR-Geschichte, die in den letzten Jahren im DHM Anlass zu heftigen Diskussionen unter den Besuchern, so ist die verkürzte Darstellung des Umgangs mit dem Nationalsozialismus in der DDR und der BRD nur ärgerlich.

Der Paradigmenwechsel, der sich in den letzten 20 Jahren im Umgang mit der Geschichte des Nationalsozialismus ereignet hat, ist, so muss man vermuten, den Ausstellungsmachern selbst nicht bekannt. Erst seit Anfang der 80er Jahre ist das, was gemeinhin unter dem Terminus Holocaust gefasst wird, ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt: die Vernichtung der europäischen Juden. Wie dies geschieht, von wem dies gesellschaftlich getragen wird, bleibt unverständlich. Die TV-Serie „Holocaust“ Ausdruck des Wechsels der Wahrnehmung, die Ursachen dieses Wechsels jedoch liegen tiefer. Welche Auswirkungen dieser einsetzende Paradigmenwechsel von der Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus zur Auseinandersetzung über den



Holocaust hatte, fehlt vollständig. Die oberflächliche Grundanlage der Ausstellung gibt hierfür allerdings zugegebenerweise keinen Raum. Erläuterungen und Kontextualisierungen wären hier notwendig gewesen.

Großformatiger Abschluss dieses Teils der Ausstellung ist das Modell des Mahnmals für die ermordeten Juden Europas und dies ist programmatisch auch konsequent: Das Mahnmal als der mit anderen nationalen Gedenkstätten in Polen, Israel und den USA vergleichbare Erinnerungsort Deutschlands. Diese werden im letzten Teil der Ausstellung vorgestellt. Informationen über die Geschichte, inhaltlichen Konzeptionen gesellschaftliche Bedeutung der Gedenkstätte Auschwitz, von Yad Vashem und dem United States Holocaust Memorial Museum fehlen hier jedoch vollständig. Offensichtlich haben die Institutionen selber Material zur Verfügung gestellt, das in der Art der Präsentation allerdings an eine Werbeveranstaltung oder die Expo erinnert. Dies ist ausgesprochen ärgerlich, weil gerade über einen internationalen Vergleich die jeweiligen Besonderheiten mit ihren Stärken und Schwächen im Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit hätten dargestellt werden können. So ist es schon fast absurd, wenn die verschiedenen Fotos prominenter Besucher Yad Vashems ausgestellt werden, die Bildunterschrift beim Besuch des UN-Generalsekretärs jedoch überklebt wird. Dies war Kurt Waldheim und die interessante Frage, warum sich in Israel nicht daran gestört wird, Waldheim als Besucher Yad Vashems zu empfangen, dies hier und auch in den USA dagegen unmöglich wäre, wird so bewusst nicht gestellt und damit jegliche Debatte verhindert. Wie im ersten Teil der Ausstellung bleibt es auch in diesem Teil bei der plakativen Darstellung zeitgeschichtlicher Debatten und Ereignisse. Diese sind jeglichen Inhalts entkleidet und durch die Art der Präsentation werden die Besucher mit mehr Unklarheit zurückgelassen als dass historische Aufklärung betrieben wird. Wirkt die Ausstellung insgesamt beliebig, so darf man sich dennoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass sie natürlich große geschichtspolitische Interpretationen anbietet.

Die Ausstellung insgesamt ist geschichtspolitischer Akteur. Dass das DHM eine solche Ausstellung erarbeitet hat, ist ein bemerkenswerter Vorgang. Wer den Abschnitt über den Nationalsozialismus, insbesondere die Inszenierung über die Massenvernichtung, in der alten Dauerausstellung kannte, konnte gespannt sein. Diese Form inszenierender Gestaltung wurde nicht wieder gewählt. Dennoch lassen die Art und Weise, wie die Ausstellung konzipiert und umgesetzt wurde und welche Ressourcen in dem knappen Zeitrahmen zur Verfügung gestellt wurden, kaum einen anderen Schluss zu, als dass das Thema Holocaust weiterhin als randständig angesehen wird. Gleichzeitig beansprucht das DHM durch diese Ausstellung so etwas wie Deutungsmacht über diesen Teil deutscher Geschichte. Nicht umsonst stellte man die Ausstellung als erste ihrer Art in Deutschland vor, was mindestens diskutierbar ist. Eine Ausstellung zur Judenvernichtung gibt es im Haus der Wannseekonferenz und die Topographie des Terrors hat die eigene Nachkriegsgeschichte von Anfang an in der eigenen Ausstellung dargestellt und so auch Motive der Erinnerung thematisiert. Was der Öffentlichkeit als neuartig vermittelt werden soll, hat sehr wohl Beispiele und Vorläufer in den Gedenkstätten und an historischen Orten. Besonders interessant ist dabei, dass sowohl das Haus der Wannseekonferenz als auch die Stiftung Topographie des Terrors und die Gedenkstätte Sachsenhausen bei diesem Ausstellungsprojekt mit dem DHM kooperiert haben, die drei Institutionen in ihrer Entstehungsgeschichte aus der Ausstellung jedoch konsequent ausgespart werden. Das heißt eben auch, dass die Beschäftigung mit der Tätergeschichte ausgespart wird. Gerade dies wäre einer der interessantesten Aspekte eines internationalen Vergleichs mit der Gedenkstätte Auschwitz, Yad Vashem und dem United States Holocaust Memorial Museum.

Als Fazit bleibt, dass das DHM mit dieser Ausstellung versucht, Deutungshoheit über die Darstellung des Nationalsozialismus und des Holocaust zu erlangen und sich auf dem Feld der Gedenkstättenpolitik zu profilieren. Dies ist besonders vor dem Hintergrund knapper werdender Kassen nicht ohne Brisanz. Angesichts der präsentierten Ausstellung, die formell nicht auf der Höhe zeitgemäßer Gestaltung ist, die ausgestellten Artefakte fetischisiert und inhaltlich neben Fehlern und Auslassungen über Schlagworte nicht hinauskommt und historische Zusammenhänge mehr im Unklaren lässt als dass sie sie erhellt, kann man nur hoffen, dass dieser Versuch nicht gelingt.

**Matthias Hass**



## Verdienstkreuz

auch fürs Aktive Museum – Auszeichnung für Gerhard Schoenberner

Am 11.4.2002 verlieh der Chef der Senatskanzlei, André Schmitz, im Namen des Bundespräsidenten ein Bundesverdienstkreuz 1. Klasse an Gerhard Schoenberner. In seiner ausführlichen Rede würdigte Schmitz Schoenberners unermüdliches Engagement für das Gedenken an die Opfer des NS-Regimes in Publikationen, Ausstellungen und Gedenk-Initiativen – einschließlich dem explizit genannten AKTIVEN MUSEUM, dessen Gründungsvorsitzender Gerhard Schoenberner 1982 wurde und dessen Ehrenvorsitzender er bis heute ist. Schoenberner kontierte die lobenden Worte launig mit der Erinnerung daran, dass er über Jahrzehnte als Verfassungsfeind wegen genau dieser Aktivitäten, die ihm nun einen Orden einbrachten, von eben jenem Staat observiert worden sei – so ändern sich die Zeiten auch mal zum Positiven! Sein Dank galt allen Mitstreiterinnen und Mitstreitern, ganz besonders aber seiner Frau Mira, die ihm in der "Schoenberner'schen Textfabrik" Immer zur Hand ging. Zugleich mahnte er an, dass gerade jetzt viele der Institutionen, für deren Mitbegründung und Mitarbeit er nun ausgezeichnet werden, durch Finanzkürzung faktisch vor dem Aus stünden, wie die Freunde der Deutschen Kinemathek, oder dahinsiechten wie die Stiftung Topographie des Terrors, deren Neubau gerade wieder einmal bedroht sei. Keine Zeit also, sich nun auf Lorbeeren auszuruhen.

Christine Fischer-Defoy

## Ernst Busch winkte ihm nach – Zum 100. Geburtstag des Malers Erwin Graumann

Ein Motiv hat ihn nicht losgelassen: die Gartenwege im Hof der Berliner Kunsthochschule, die er über viele Jahre hinweg von seinem Atelierfenster aus sah. 1931 entstand die erste Tuschezeichnung "Gartenwege I", ein Reiterstandbild ist noch im Hochschulgarten zu erkennen, die Bäume sind kahl, die Wege menschenleer. Bildhauerateliers schließen den Hof nach hinten ab. Seit 1923 studierte der in Bielefeld geborene Maler in Berlin, vier Jahre später nahm ihn Karl Hofer in seine Klasse auf, von 1929 bis 1932 war er bei ihm Meisterschüler – zusammen mit Ernst Wilhelm Nay und Werner Laves. Hofer schätzte ihn als "begabten und strebsamen Künstler, der mit selbständigen Arbeiten bereits hervorgetreten ist und verdiente Beachtung gefunden hat." Es ist diese Selbständigkeit, die ihn von anderen Hoferschülern unterscheidet. Wenige Monate nach Entlassung seines Lehrers 1933 – Hofer galt den neuen Machthabern als "entartet" – erhält auch Graumann einen Brief: er wird zusammen mit neun Kommilitonen aus politischen Gründen vom Studium ausgeschlossen. Das Betreten des Hochschulgebäudes ist ihm untersagt. "Ich war nie Kommunist", versicherte er im Gespräch ein Jahr vor seinem Tod in Genf. "Ich sagte, was ich dachte" – und das reichte, um einen Hofer-Schüler loszuwerden. Als auch die Mitgliedschaft in der Reichskulturkammer versagt wird, emigriert Graumann mit seinen Bildern im Gepäck nach Kopenhagen. Und er erinnert sich schmunzelnd an den Grenzübertritt: "Diese Schweinereien können Sie jetzt nicht mehr in Deutschland malen. Das verstehe ich, daß Sie wegfahren", sagt der dänische Zollbeamte. Zehn seiner Bilder werden noch im gleichen Jahr in der von Max Ernst und Juan Miró organisierten Internationalen Ausstellung "Kubisme Surrealisme" in Kopenhagen gezeigt.

Die Begegnung mit den Surrealisten führt zur Übersiedlung nach Paris. Graumann wird dort Mitglied der Künstlergruppe "Surindépendents", er verdient seinen Lebensunterhalt als Assistent von Hans Arp – im Auftrag des Meisters streicht er dessen Holzskulpturen bunt an. "Gartenwege VII" entsteht hier 1937, in den flächigen Strukturen der Gouache ist noch immer der Hof der Kunsthochschule zu erkennen, ein Vogel liegt nun tot im Gras, ein zweiter ergreift nach links die Flucht. Auf dem im selben Jahr entstandenen Ölbild "Gartenwege" gibt der tote Vogel den Ton an, mit ihm starb die Hoffnung auf eine Rückkehr in die Idylle des Berliner Hochschulgartens. 1938 hängt eines seiner Bilder in der Ausstellung "20th Century German Art" in London – der legendären Gegenexposition zur zeitgleichen Präsentation "Entarteter Kunst" in Deutschland. Bei Kriegsbeginn wird Graumann als "feindlicher Ausländer" interniert, arbeitet mit deutschen Spanienkämpfern im Torf und wird "als Maler im Lager so ein halbes Weltwunder." Falschen Papieren verdankt er 1943 die Flucht, zusammen mit dem Berliner Sänger Ernst Busch und ei-

nem jüdischen Flüchtling sitzt er im Zug, wechselt vorsichtshalber ins Abteil nebenan – und das rettet ihm das Leben. Als seine beiden illegalen Mitreisenden verhaftet werden, springt er aus dem fahrenden Zug. "Es war ein Abhang und ich hatte Glück, daß viel Schnee lag. Ich habe mich wie ein Schneeball zusammengerollt. Ernst Busch winkte mir nach."

Seit seiner Flucht lebte Erwin Graumann in Genf, die Freundschaft zu den Pariser Surrealisten bestand jedoch weiter und er beteiligte sich an vielen Ausstellungen in Paris. Nach Berlin, wo sein Lehrer Hofer nun Rektor der Kunsthochschule war, wollte er nicht wieder zurück. "Vielleicht wäre es ganz schön gewesen, und künstlerisch wäre ich vielleicht weiter gekommen," resümierte er im Gespräch. Sein früheres Atelier in der Rosinenstraße in Charlottenburg war ausgebombt. Doch nicht nur der materielle Verlust zählte: "Ich hatte in der Zeit nach 1933 in Deutschland so viele schreckliche Erlebnisse, daß ich dort nicht hätte leben können." Erwin Graumann starb 1988 im Genfer Exil.

Aus Anlaß seines 100. Geburtstages gibt es in Düsseldorf noch bis 10. Juli eine Ausstellung (Galerie Remmert und Barth, Mühlenstraße 1, 40213 Düsseldorf, Tel.: 0211/327436). Auch in Berlin, wo sich zwei seiner Werke in Museumsbesitz finden, hätte der vertriebene Berliner Maler eine solche öffentliche Würdigung seines Werkes verdient.

**Christine Fischer-Defoy**

## Wirrer Lebenslauf

Der frühere Anwalt und RAF-Unterstützer Klaus Croissant ist 71jährig in Berlin gestorben

Seine Freunde nannten ihn in liebevoller Deutschverballhornung seines Nachnamens das „Hörnchen“. Auf dem Foto aus dem Jahr 1974, das den damals 69jährigen Jean Paul Sartre neben Hans-Joachim Klein auf dem Weg nach Stammheim zum deutschen Top-Terroristen Andreas Bader zeigt, sitzt er im Hintergrund auf dem Rücksitz: Klaus Croissant. Er war es, der Sartre zu diesem Besuch überredet hatte.

Die Geschichte Klaus Croissants gehört zu den rätselhaften, wirren und auch etwas traurigen „linken“ Lebensläufen einer Generation, die die Ära Helmut Schmidt während des Kalten Krieges als bleierne Zeit und faschistoides Unrechtsregime empfand, die deshalb gegen das kapitalistische System kämpfte und von denen einige aus Überzeugung auch noch Spitzel der Stasi wurden.

Irgendwann während der Studentenunruhen war aus dem der FDP nahestehenden Sohn eines schwäbischen Drogeriebesitzers, der sich zum geschätzten Scheidungsanwalt der Stuttgarter Hautevolee hochgearbeitet hat-

te, eine zentrale Figur des Terrorismus in Deutschland geworden. Auch wenn er bis heute etwas zu Unrecht als RAF-Anwalt tituliert wird – im Prozess gegen Andreas Baader, Jan-Carl Raspe, Ulrike Meinhof und Gudrun Ensslin spielte er gar keine Rolle –, in seinem Stuttgarter Büro liefen später alle Fäden zwischen den „Kämpfern“ und den Häftlingen der RAF zusammen. Croissant floh angesichts drohender Verhaftung nach Paris und stellte einen Antrag auf politisches Asyl. Als Frankreich ihn auslieferte, wurde er wegen Unterstützung einer terroristischen Vereinigung zu zweieinhalb Jahren Gefängnis verurteilt. Anfang der achtziger Jahre tauchte er in Berlin auf, arbeitete in der Kanzlei des heuti-



Klaus Croissant

Foto: dpa

gen Grünen-Abgeordneten Christian Ströbele und trat auch der Alternativen Liste bei. Aber es war sehr ruhig um ihn geworden.

„Gewisse Hochachtung und Freundschaft“ erfuhr er damals offenbar vor allem aus dem Osten der Stadt, von der Stasi, für die er, wie seine Lebensgefährtin, die Ex-taz-Redakteurin und Europaabgeordnete Brigitte Heinrich, seit 1981 Berichte und Material abliefern. Das war kiloschweres, öffentlich zugängliches Informationsmaterial aus der linken Szene Westberlins: Flugblätter und Zeitschriften. Von der Stasi wurde er als „sachkundiger Einkäufer von Szeneliteratur“ geschätzt.

Den Prozess gegen seine Stasi-Zuträgerarbeit 1993 empfand Croissant als politischen Prozess der „Siegerjustiz“. Auch habe er die westdeutsche Linke nie verraten, sondern der DDR, die er als den besseren deutschen Staat ansah, „zu einer realistischen Einschätzung der Linken in der BRD verhelfen“ wollen. Klaus Croissant starb am Donnerstag nach langer Krankheit 71jährig in Berlin.

Evelyn Roll

Süddeutsche Zeitung, 30.3.2002

Klaus Croissant gehörte von 1989 bis 1991 dem Vorstand des Aktiven Museums an.

## GEDENKSTÄTTENSEMINAR NORDBAYERN

Aktives Museum Faschismus und Widerstand in Berlin e.V.  
Franken-Akademie Schloß Schney e.V.

Donnerstag, 29. August bis Sonntag, 1. September 2002

**"Vom Stigma zum Standortfaktor" – zur nachholenden Entwicklung der Gedenkstättenarbeit in Nordbayern**

**Donnerstag, 29. August 2002: 700 Jahren Landjudentum am Obermain**  
Anreise bis 12.45 Uhr (ICE ab 8.10 Uhr Zoologischer Garten, 8.25 Uhr Ostbahnhof)  
13.00 Uhr Mittagessen, anschl. Zimmerverteilung, anschl. Kaffee und Kuchen  
14.30 Uhr Fahrt nach Burgkunstadt/Altenkunstadt, dort: Besichtigung des jüdischen Friedhofs und der Synagoge – Führung durch Josef Motschmann: 700 Jahren Landjudentum am Obermain.  
18.30 Uhr Abendessen

**Freitag, 30. August 2002: KZ-Gedenkstätte Flossenbürg**  
07.00 Uhr Frühstück  
07.30 Uhr Abfahrt mit dem Bus zur KZ-Gedenkstätte Flossenbürg (Oberpfalz)  
**vormittags:** individueller Rundgang durch das Gelände und die kleine Dauerausstellung (Einführung Jörg Skriebeleit)  
**nachmittags:** Gespräch mit Jörg Skriebeleit (Leiter der Gedenkstätte) über die Arbeit der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg (Resonanz, Perspektiven, inhaltliche Ansätze, institutionelle Rahmenbedingungen etc.)  
19.00 Uhr Abendessen

**Samstag, 31. August 2002: Dokumentationszentrum Reichsparteitagsgelände Nürnberg und Fahrt nach Bamberg**  
07.30 Uhr Frühstück  
08.30 Uhr Abfahrt mit der Bahn nach Nürnberg zum Dokumentationszentrum Reichsparteitagsgelände  
**vormittags:** individueller Rundgang durch die neue Dauerausstellung und Kurzorientierung zum Reichsparteitagsgelände (Eckhardt Dietzfelbinger oder Martin Becher)  
**nachmittags:** Gespräch mit Eckhardt Dietzfelbinger (wiss. Mitarbeiter) über die Arbeit des Dokumentationszentrums (Resonanz, Perspektiven, inhaltliche Ansätze, institutionelle Rahmenbedingungen)  
anschl.: **Fahrt nach Bamberg**, historische Führung durch KollegInnen der Bamberger Geschichtswerkstatt, bei schönem Wetter Besuch eines Biergartens

**Sonntag, 1. September 2002**  
08.00 Uhr Frühstück  
09.00 Uhr Gemeinsame Auswertung der Exkursionen / Vergleich der (nord-) bayerischen Situation mit der deutschen Gesamtperspektive  
anschl. Mittagessen und Seminarende

Unterbringung in der Franken-Akademie Schloß Schney in Zweibettzimmern (Einzelzimmerzuschlag Euro 10,- pro Nacht)

Preis pro Person ungefähr ab Euro 115,- (bei Gruppen-An- und Abreise mit der Bahn von Berlin aus und je nach Gruppengröße) – Mindestteilnehmerzahl: 20

**AUSKUNFT und ANMELDUNG:** Verein Aktives Museum, Chausseestraße 8, 10115 Berlin, Tel./Fax: 030 2815198, info@aktives-museum.de



# Christiane Hoss Gedenktafeln und Martin Schönfeld in Berlin

Orte der Erinnerung an Verfolgte des Nationalsozialismus 1991 - 2001

Schriftenreihe

Band 9



An dieser Stelle befand sich früher der  
Gärtner Bahnhof.

Am 21. August 1947 trafen hier 295  
Menschen ein, die aus ihrem Exil in  
Shanghai nach Berlin zurückkehrten.  
Durch Ausgrenzung, Entrechtung  
und Verfolgung hatten die  
Nationalsozialisten in den Jahren nach  
1933 Zehntausende von ihnen Juden  
zur Emigration gezwungen. Für viele  
wurde Shanghai zur Zuflucht.

Nur wenige Chongqing-Flüchtlinge  
kehrten nach dem Ende des zweiten  
Weltkriegs nach Deutschland zurück.  
Die überwiegende Mehrheit ließ sich in  
Israel, den USA und Australien nieder.  
Einmalig blieb die kurze des  
Flüchtlingshilfsarbeit der Vereinten  
Nationen organisierte Rückkehr im  
21. August 1947. Nur die geringe  
Anzahl Flüchtlinge, die während des  
zweiten Weltkriegs in Berlin aus  
Shanghai zurückkehrten.



## Stoppschilder

### Gedenktafeln in Berlin

Es gibt Bücher, die kann man  
nicht besprechen. Man kann  
sich nur freuen, dass es sie gibt  
und dass Menschen versuchen,  
die Erinnerung an die Verfol-  
ten des Nationalsozialismus  
vom Vergessen zu bewahren.  
Martin Schönfeld hat bereits  
zwei Kompendien über Ge-  
denktafeln für Opfer des Nazi-  
Regimes in Berlin geschrieben.  
Nun hat er mit Christiane Hoss  
noch einen Ergänzungsband  
für die Jahre 1991-2001 vorge-  
legt, nach Bezirken und  
Straßennamen geordnet.  
Richard-Sorge-Straße 10 (Frie-  
drichshain): Dort lebte der Sozi-  
aldemokrat Heinz Nawrot, der  
am 11. April 1945 beim Ge-  
fecht mit einer SS-Einheit er-  
schossen wurde.

### Gedenktafeln in Berlin

über: Verein Aktives Museum  
Chausseestraße 8  
10115 Berlin-Mitte  
Preis: 7 €  
[www.aktives-museum.de](http://www.aktives-museum.de)

90 der tip, Nr. 12/2002

VEREIN  
**AKTIVES**  
MUSEUM

280 Seiten, 70 Abbildungen, Preis € 7, erhältlich beim Verein Aktives Museum, Chausseestraße 8, 10115 Berlin, Tel./Fax 030 / 2815198, Mail: [info@aktives-museum.de](mailto:info@aktives-museum.de).